

nu

Zur IKG-Wahl: Oskar Deutsch im Porträt • Botschafter Aviv Shir-On im Interview • Beim Training mit Eishockeyspieler Rafael Rotter • Was bringt die große Koalition in Israel? • Historikerin Diana Pintos' Blick auf den Holocaust

Ausgabe Nr. 48 (2/2012)

Tamus 5772

€ 3,-

www.nunu.at



Robert Schindel Der Schriftsteller liebt Wagner-Opern über alles. Warum, hat er NU erzählt.



Seriosität.

Für eine Qualitätstageszeitung sind zwei Dinge unerlässlich:

1. Eine ernst gemeinte Blattlinie
2. Die Blattlinie ernst nehmen



3 Wochen gratis lesen: derStandard.at/Abo oder 0810/20 30 40

Die Zeitung für Leserinnen

Die Truppe der Ahnungslosen

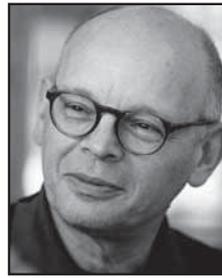


FOTO ©: RICAUD

VON PETER MENASSE

Der Schriftsteller Josef Winkler war Ehrengast beim Österreichischen Bibliothekstag und hielt dort eine Rede wider die Kulturlosigkeit. „Öffentliche Büchereien“, sagte er, „sind ein Menschenrecht.“ In Klagenfurt, der Landeshauptstadt von Kärnten gäbe es eine solche nicht, wohl aber ein Fußballstadion, das nur dreimal während der Europameisterschaft 2008 von Nutzen war und seitdem selig dahinschlummert. Allein die anlaufenden Betriebskosten für dieses Denkmal der Misswirtschaft würden ausreichen, um viele Bibliotheken zu finanzieren.

Seine scharfe Kritik galt dem verstorbenen Oberguru aller Rechten, Jörg Haider, der das Land Kärnten nicht nur damit – Stichwort Hypo Alpe Adria – wirtschaftlich verkommen hat lassen.

Das Muster dieser fatalen Unfähigkeit der österreichischen Extremrechten ist seit der ersten Koalition mit FPÖ-Beteiligung bekannt. Eine Partei, die mehr Mandate bekommt, als sie über helle Köpfe verfügt, kann nur Personal ohne ausreichende Qualifikation in Funktionen schicken und Leute, die aus Eigeninteresse zu den blauen Futtertrögen drängen. Wir erinnern uns an einen Justizminister, der nach wenigen Wochen seine Überforderung bekannt gab und zurücktrat. Wir denken an einen Biobauern, der die gesamte Verkehrsinfrastruktur des Landes politisch anleiten sollte. Und wir haben durch die FPÖ-Riege gelernt, was eine Unschuldsvermutung ist.

Wer nicht ganz so dilettantisch agiert hat, wie Krüger, Reichhold oder Forstinger, um nur einige zu nennen, der ist entweder aus der FPÖ-Politik geflüchtet, wie Susanne Riess-Passer oder lässt uns wegen seiner Art der Amtsausübung noch heute unamüsiert schmunzeln, wie die Herren Gorbach oder Haupt.

Und dann gab es die Objekte der Unschuldsvermutung. An erster Stelle soll hier unbedingt Karl-Heinz Grasser genannt sein, der in der Schüssel-Regierung eins noch unter FPÖ firmierte, um sich dann in guter österreichischer Tradition einer die Karriere besser fördernden Partei anzuschließen. Er wurde bekanntlich in die zweite Schüssel-Regierung von der ÖVP nominiert. An ihm lässt sich studieren, wie ernst es die Blauen mit ihrem Bekenntnis zu Österreich nehmen. Geld in Liechtenstein – es gilt die Unschuldsvermutung – alles verkauft, was die Österreicher seit 1945 mit ihrem Steuergeld aufgebaut haben. Geflunkert, was das Nulldefizit betrifft und fein raus auf Kosten jener, die an ihn geglaubt haben.

Mit der Machtübernahme der Partei durch Strache hat sich nichts geändert. Nur ist jetzt noch ein Element dazugekommen. Um im Umfeld des neuen Rechtsrecks hochzusteigen, muss

man eine stramme rechte Ideologie verfolgen. Das konnte man beim Personal von Jörg Haider in dieser Strenge nicht erkennen. Nun ist es aber nicht so, dass brave Deutschtümler auch wissen, wie man Wirtschaftspolitik betreibt oder dass einer, der dumme Sprüche über Marokkaner schreibt, sonst noch was zum gesellschaftlichen Wohl beitragen kann. Nein, diese Leute sind aggressiv, menschenfeindlich und werden, wenn sie an die Macht kommen, dieselbe schlechte wirtschaftliche, bildungspolitische, kulturelle oder soziale Performance bieten, wie wir es aus der Zeit der blauen Regierungsbeteiligung kennen.

Siehe auch Martin Graf, der dritte Nationalratspräsident, der für Strache die ganz rechte Ecke abdeckt: An seinem Beispiel lässt sich bestens studieren, welche Leute die FPÖ an vorderster Stelle positioniert. Er vereint die Qualitäten der Ahnungslosen und der Unschuldsvermutungs-Gelter ideal in einer Person.

Im Forschungszentrum Seibersdorf gab es zu seiner Zeit eine Aufnahmepolitik nach dem Motto „Olympia rein, Expertise raus“, die sich mehr nach der Anzahl der Schnitte im Gesicht der Bewerber als nach deren wissenschaftlicher Qualifikation richtete. Gut managen geht anders.

Über seine Tätigkeit als Vorstand einer Stiftung schreibt „Die Presse“: „Eine 90-Jährige wirft dem FPÖ-Politiker Martin Graf vor, sie bei einer Stiftungserrichtung getäuscht zu haben. Ein Experte spricht von einem ‚unüblich geringen Vermögenswert‘.“ Verantwortungsbewusst handeln geht anders.

Und seine seltsame Gesinnung kann als bekannt vorausgesetzt werden. Der Ziehvater der extremen Rechten ist kein tüchtiger Mann, aber er steht Strache-konform so weit rechts, dass neben ihm sich nur mehr der Abgrund auftut. Demokratische Politik geht anders.

So bleibt am Ende die Frage, die gar nicht so sehr mit der fremdenfeindlichen Ideologie, der Menschenverachtung dieser Leute, dem Aufhetzen und Gegeneinanderaufbringen zu tun hat, sondern nur mit den mangelnden Fähigkeiten der FPÖ-Granden zu managen, zu regieren und sich so zu verhalten, dass man ihre Unschuld nicht vermuten müsste, sondern ihrer sicher sein könnte: Wollen die österreichischen Wählerinnen und Wähler wirklich solche Volksvertreter? Sollen das die Leute sein, die es besser machen werden?

Die Meinungsumfragen lassen fürchten, dass nach den Wahlen 2013 erneut die Ahnungslosen und die Vertreter ihrer eigenen wirtschaftlichen Interessen in Ämter kommen werden. Aber wie heißt es so schön: Die Hoffnung stirbt zuletzt.

UNS GEFALLEN

die deutlichen Worte, die ÖBB-Chef Christian Kern zur NS-Vergangenheit der Bahn findet. Als Anlass für die Aufarbeitung der dunkelsten Jahre ihrer Unternehmensgeschichte nahm sich Kern das Jubiläumsjahr 175 Jahre Eisenbahn in Österreich. Als wissenschaftlichen Berater holte er sich Oliver Rathkolb, Leiter des Instituts für Zeitgeschichte. Das Ergebnis der historischen Arbeit ist bis zum 30. September im Foyer der ÖBB Infrastruktur am Praterstern 3 zu sehen und täglich zwischen 8 und 17 Uhr geöffnet. „Ohne die logistische Kapazität der Bahn wäre das systematische Morden nicht möglich gewesen“, sagt Kern. Besonders beklemmend seien für ihn die vielen kleinen bürokratischen Details der Entmenschlichung, wenn etwa die Deportierten für ihre eigene Fahrt in den Tod noch das Ticket bezahlen mussten. Gerade aus der Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte müsse für die Gegenwart das Versprechen „Niemals Wieder“ kommen.



FOTO ©: EPA

könnten hinter der Tat stehen. Es gibt verschiedene Strömungen strengreligiöser Juden, die den modernen Staat Israel als Gotteslästerung ablehnen. Nach ihrer Auffassung darf ein jüdischer Staat nur durch den Messias, also durch Gottes Hand, gegründet werden.

UNS INTERESSIERT

das Buch „Young Austria“ der Herausgeberin Sonja Frank und des Vereins KunstPlatzl. Es dokumentiert über 70 Geschichten österreichischer – zumeist jüdischer – Flüchtlinge, die in Großbritannien in der Exil-Jugendorganisation YOUNG AUSTRIA während des Zweiten Weltkrieges mitwirkten. Sie leisteten einen bedeutsamen Beitrag zum Kampf gegen den Faschismus. Viele kämpften in den britischen Streitkräften für die Befreiung Österreichs oder sie arbeiteten in der Kriegsindustrie. Das Buch stellt sowohl „einfache“ Mitglieder und Funktionäre als auch äußerst renommierte Künstlerinnen wie Erich Deutsch, Ernst Eisenmayer, Georg Eisler, Erich Fried, Klara Hautmann-Kiss, Otto Tausig und Arthur West vor.



FOTO ©: APA

UNS ENTSETZT

die Schändung der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem mit antizionistischen Parolen. Mitte Juni hatten Unbekannte an mehreren Orten auf dem weitläufigen Gelände etwa zehn Graffiti an Wände geschmiert. Einer der Slogans in hebräischer Sprache lautete „Hitler, danke für den Holocaust!“, ein anderer „Die Zionisten wollten den Holocaust“. Die israelische Polizei ermittelte zuerst mit dem Verdacht, ultraorthodoxe Juden

Bestand YOUNG AUSTRIA anfangs aus einem Kreis von zwanzig Personen, so wuchs die Zahl der Mitglieder in den Folgejahren auf fast 1300 an. Mehr als ein Viertel kehrte nach dem Krieg zurück in die Heimat, um nach der Befreiung vom Naziregime am Aufbau des demokratischen Österreich mitzuwirken. Viele engagierten sich nach ihrer Heimkehr in der FÖJ (Freie Österreichische Jugend). Das Buch zeigt – mit Hunderten erstmals veröffentlichten Bildern – Einblicke in Lebensgeschichten von „Heimgekehrten“ und im „Exil-Gebliebenen“ von damals bis heute.

UNS WUNDERT

dass die Aufarbeitung des IKG-Archives für die Jahre nach 1945 einem privaten Verein übertragen werden soll. Das Archiv der Wiener Gemeinde ist äußerst umfangreich und historisch besonders wertvoll, gleichzeitig stellt es ein erschreckendes Zeitdokument dar, beinhaltet es doch allein aus der Kriegszeit über 14 Millionen Dokumente. Für die Zeit von 1919 bis 1945 soll das Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien (WVI) zuständig sein. Die Materialien sind noch nicht übergeben, dieses Jahr soll es so weit sein. Für die Jahre nach 1945 hat Ex-IKG-Präsident Ariel Muzicant einen privaten Verein namens „Freunde und Förderer der Archive und Dokumentensammlungen der jüdischen Gemeinden Österreichs“ gegründet. Laut der Initiative Respekt begründete er dieses ungewöhnliche Vorgehen in einer Plenarsitzung des Kultusrats so, dass er ein besonderes persönliches Interesse an der Aufarbeitung der Nachkriegsgeschichte der IKG habe, da er ja so viele Jahre selbst so eng mit ihr verbunden sei. Das ist nachvollziehbar, aber muss deswegen ein wichtiger Teil jüdischer Zeitgeschichte tatsächlich „privatisiert“ werden?





FOTO ©: JACQUELINE GODANY

RAFAEL ROTTER

SEITE 20



FOTO ©: CHRISTIAN MÜLLER

INTERVIEW MIT DIANA PINTO

SEITE 28

Leitartikel Peter Menasse 3

AKTUELLES

Wer steht hinter Or Chadasch? 6

Wer steht wofür in der IKG?
Eine Wahlkampfdebatte
zum Nachlesen 9

Porträt des IKG-Präsidenten
Oskar Deutsch 12

10 Fragen an Oskar Deutsch 14

Ein schwieriger Sohn Israels:
Der Musiker Gilad Atzmon 16

Sie nennen ihn Shlomi:
Eishockeyspieler Rafael Rotter 20

COVER

SERIE UNTERWEGS MIT
Helene Maimann ging mit
Robert Schindel in die Oper 22

Interview mit der Historikerin
Diana Pinto 28

SCHWERPUNKT NAHOST

Was kann die neue, große Koalition
in Israel? 36

office@nunu.at

Analyse:
Die Hisbollah im Libanon 39

Botschafter Aviv Shir-On
über Israel und Österreich 43

SERIE JÜDISCHE MUSEEN
Jüdisches Museum in Istanbul 47

REZENSIONEN
Der britische Künstler
Stephen Fry auf den Spuren
seiner Vergangenheit 50

GESELLSCHAFT
Das Jüdische am
New Yorker Slang 52

STANDARDS
Mammeloschn 56

Rätsel 57

Alltagsgeschichten 58

Engelberg 59

In eigener Sache 61

Unsere Autoren 62

Dajgezzen & Chochmezzen 63

Impressum 64

www.nunu.at

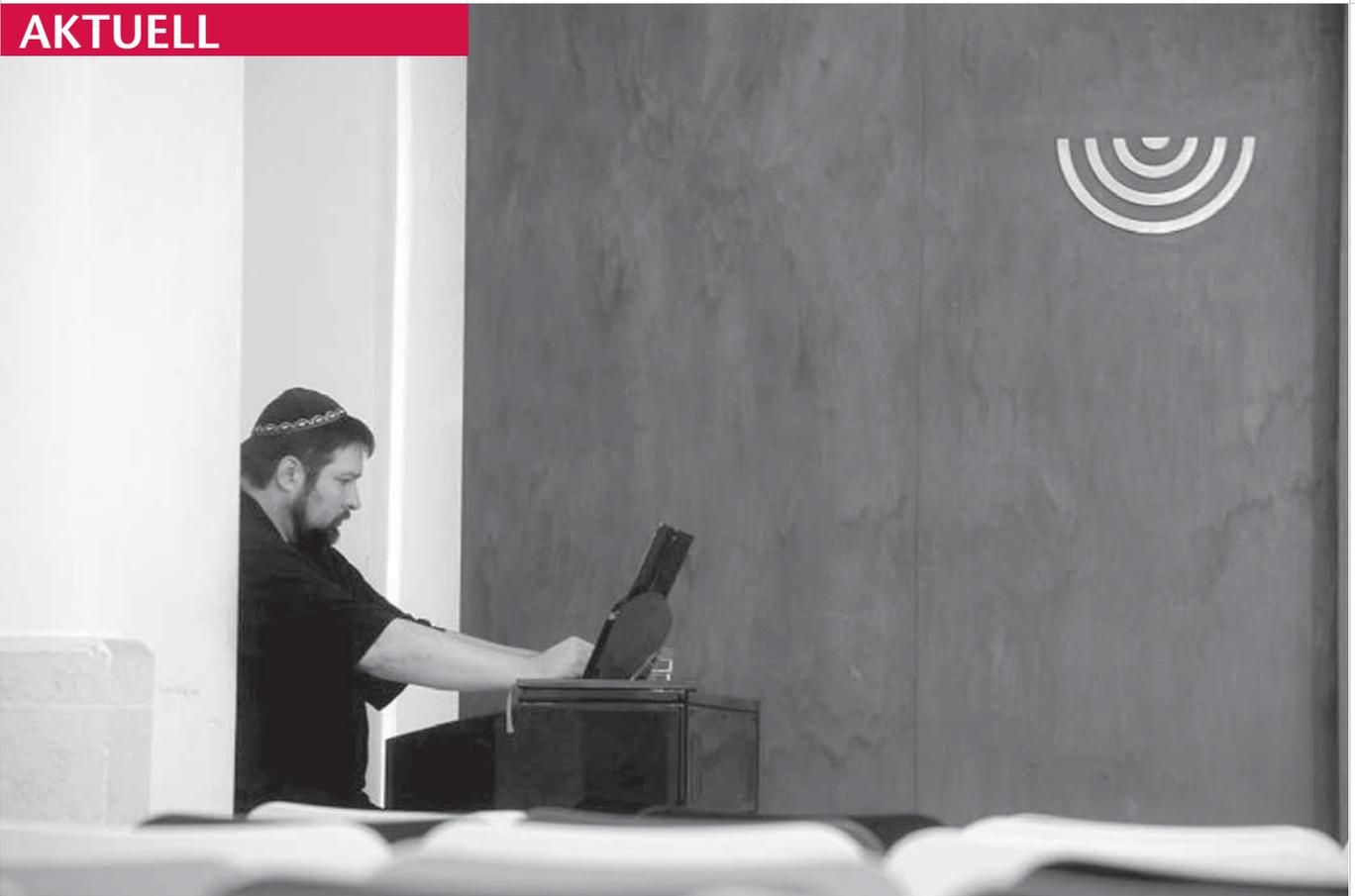
**Liebe Leserin,
Lieber Leser,**

Ein Magazin, das sich jüdischen Themen verschrieben hat, kann eigentlich nicht ohne einen Korrespondenten in Israel auskommen. Zu wichtig ist dieses Land für uns und zu selten finden wir in den österreichischen Medien fundierte, ausgewogene und vor Ort recherchierte Geschichten vor. Aus diesem Grund freut es das NU-Team besonders, Johannes Gerloff in seiner Runde begrüßen zu dürfen. Der studierte Theologe und Journalist lebt mit seiner Familie seit über zehn Jahren in Jerusalem. Von dort liefert er Reportagen und Hintergrundgeschichten für den Christlichen Medienverbund KEP. Für das aktuelle NU hat er die Perspektiven, aber auch Schwächen der neuen israelischen Regierung analysiert.

Das zweite große Thema sind die anstehenden Wahlen in der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde. Mit Martin Engelberg haben wir bekannterweise einen Mitbewerber um dieses Amt im NU-Team. Ruth Eisenreich hat die liberalen Juden von Or Chadasch getroffen. Petra Stuibler und ich porträtieren den IKG-Präsidenten Oskar Deutsch. Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist sicherlich auch eine Nachlese zur ersten großen Wahlkampfdiskussion der zionistischen Frauenorganisation WIZO, die Ende Mai stattfand. Wir haben die wichtigsten Passagen für Sie dokumentiert.

Wem das alles zu politisch ist, dem empfehle ich Helene Maimanns Gang in die Oper mit dem Autor Robert Schindel, Fritz Neumanns Geschichte über den jüdischen Eishockeyspieler Rafael Rotter oder Danielle Speras großes Gespräch mit der jüdischen Historikerin Diana Pinto. In unserer Redaktion gibt es eine Maxime: Jedes NU sollte mindestens drei lesenswerte Geschichten offerieren. Ich bin sicher, für Sie sind in dieser Ausgabe mehr als drei dabei.

Barbara Tóth
Stellvertretende Chefredakteurin



Die Volksfront von Judäa

Eine kleine Gruppe von Juden will eine neue Kultusgemeinde gründen. Wer sind sie und was stört sie an der IKG?

VON RUTH EISENREICH (TEXT) UND HERIBERT CORN (FOTOS)

Das Gesetz ist in Frakturschrift gedruckt, es trägt die Unterschrift von Kaiser Franz Joseph, veröffentlicht wurde es im „Reichsgesetzblatt für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder“. Am 21. März 1890 wurde das „Gesetz betreffend die Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse der israelitischen Religionsgesellschaft“, besser bekannt als Israelitengesetz, beschlossen und ist seither beinahe unver-

ändert in Kraft. Bald wird sich das ändern: Im Mai wurde eine Gesetzesnovelle abgesegnet, die dem österreichischen Judentum einen moderneren Rechtsstatus geben soll. Doch eine Gruppe von Reformjuden ist mit dem neuen Gesetz nicht einverstanden. Es sei „unjüdisch“, ein „religionspolitischer Rückschritt“, es „verkirchliche“ die jüdische Gemeinde, sagt der Verein Or Chadasch („Neues Licht“). Er

hat einen zusätzlichen Passus ins Gesetz hineinreklamiert – und die Gründung einer eigenen Kultusgemeinde beantragt. Darüber wiederum ist die IKG, die sich als Vertretung aller Juden sieht, gar nicht glücklich.

Worum geht es in dem Konflikt? Das Verhältnis zwischen der IKG und Or Chadasch ist schon seit Gründung des Vereins im Jahr 1990

Das Verhältnis zwischen der IKG und Or Chadasch ist schon seit Gründung des Vereins im Jahr 1990 angespannt. Auch wenn es sich inzwischen deutlich gebessert hat, fühlt sich Or Chadasch immer noch eher geduldet als anerkannt.

angespannt. Auch wenn es sich inzwischen deutlich gebessert hat – so stellt die IKG den Reformjuden das Gebäude, in dem sich deren Tempel befindet, zur Verfügung –, fühlt sich Or Chadasch immer noch eher geduldet als anerkannt.

Im Tempel von Or Chadasch nahe dem Wiener Praterstern findet man keine bärtigen Männer mit Schläfenlocken. Die meisten Männer kommen in Jeans, karierten Hemden und Sportschuhen zum Freitagabend-Gottesdienst; eine Frau im mittleren Alter trägt ein Hippiehemd, ein junges Mädchen pinkfarbene Jeans.

Als weniger religiös, als „Judentum light“, sehen sich die Reformjuden allerdings nicht. Der große Unterschied zur Orthodoxie liegt im Zugang zur Thora: Diese gilt den Reformjuden nicht als Wort für Wort von Gott festgelegter Text, dessen Vorschriften man für immer im exakten Wortsinn interpretieren müsse. Vielmehr sei die Thora aus verschiedenen Quellen zusammenge-

setzt, die religiöse Praxis habe sich im Laufe der Jahrtausende weiterentwickelt und dürfe auch heute den veränderten Lebensverhältnissen angepasst werden.

In der religiösen Praxis lassen sich die meisten Konflikte zwischen orthodoxem und progressivem Judentum auf ein Thema herunterbrechen: Frauen. Weil das Reformjudentum weibliche Rabbiner akzeptiert und diese auch in seinen Rabbinatsgerichten sitzen, akzeptieren orthodoxe Juden deren Entscheidungen nicht. Konvertiert etwa ein Nichtjude nach dem Reformritus zum Judentum, gilt er der Orthodoxie nicht als jüdisch. Das hat weitreichende Konsequenzen: Handelt es sich um eine Frau, gelten auch ihre Kinder den Orthodoxen nicht als Juden; in Wien kann ein nach Reformritus Übergetretener nicht am jüdischen Friedhof begraben werden. Und, so erklärt Or Chadasch-Vizepräsidentin Giuliana Schnitzler den Knackpunkt des Streits, er werde vom Staat nicht als Jude anerkannt.

Dabei sind Or Chadasch und der Mainstream der IKG, betrachtet man das gesamte Spektrum des Judentums, gar nicht so weit voneinander entfernt: Or Chadasch befindet sich am konservativeren Rand des Reformjudentums, IKG-Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg wiederum bezeichnet sich selbst als „modern-orthodox“ und ist vielen Ultraorthodoxen zu liberal.

Auch in Sachen Kultusgemeinde sind sich IKG und Or Chadasch einig – in der Theorie. Beide Seiten beteuern, weiterhin eine Einheitsgemeinde anzustreben, wie sie im alten Israelitengesetz verankert war: In einem bestimmten Gebiet durfte nur eine einzige Kultusgemeinde existieren, die alle dort lebenden Juden vertreten sollte.

Das neue Gesetz enthält keine solche Bestimmung, sieht aber als Dachverband aller Kultusgemeinden eine „Israelitische Religionsgesellschaft“ vor. Das sei eine hierarchische Struktur, die dem Judentum fremd sei, sagen die Vertreter von Or Chadasch. Sie fürchten, dass die Religionsgesellschaft nur die orthodoxen Strömungen vertreten und die Gründung einer progressiven Kultusgemeinde verhindern werde. Auf Drängen der Reformjuden wurde dem Gesetz ein Passus hinzugefügt, demzufolge der Dachverband für die „angemessene Vertretung aller innerhalb der Religionsgesellschaft bestehenden Traditionen“ sorgen muss.

Die Vertreter von Or Chadasch haben trotzdem die Gründung einer eigenen „Jüdischen Liberalen Kultusgemeinde“ beantragt. Denn solange das neue Gesetz nicht in Kraft ist, ist für die Zulassung einer solchen nicht die Religionsgesellschaft, sondern das Kulturministerium zuständig. „Bevor sich



**„Bevor sich die
Türe schließt, wollen
wir sicher sein, dass
Reformgemeinden
eine Zukunft haben“,
erklärte
Giuliana Schnitzler.**



die Türe schließt, wollen wir sicher sein, dass Reformgemeinden eine Zukunft haben“, erklärte Giuliana Schnitzler im April.

Wenige Wochen später lehnte das Kulturministerium den Antrag ab. Die Begründung: Laut österreichischer Verfassung könne keine Religionsgesellschaft gezwungen werden, Personen aufzunehmen, „die Richtungen, Strömungen, Traditionen oder Ähnlichem anhängen, die sie mit ihrer Lehre als nicht vereinbar betrachtet“. Da half es nichts, dass Or Chadasch über hundert Unterstützungserklärungen gesammelt hatte, dass Vertreter reformjüdischer Organisationen von Frankreich über die USA bis nach Südafrika Briefe an das Ministerium geschrieben haben.

Weltweit stellt das Reformjudentum eine bedeutende Strömung des Judentums dar, in den USA soll es gar die größte sein. Auch in Deutschland ist es populär: Im Zentralrat der Juden sind progressive Gemeinden vertreten, zwei Rabbinerkonfe-

Gut 8000 Menschen haben sich bei der Volkszählung 2001 zum Judentum bekannt, nur etwa 120 sind Mitglieder bei Or Chadasch.

renzen – eine orthodoxe und eine allgemeine – existieren hier nebeneinander.

Eine solche Struktur würde man sich bei Or Chadasch auch für Österreich wünschen. Doch im Gegensatz zu Deutschland, wo das Reformjudentum im 19. Jahrhundert entstanden ist, gibt es im österreichischen Judentum keine progressive Tradition. Als nach der Schoah eine Rückbesinnung auf die Religion einsetzte, hatte man daher nur die orthodoxe Tradition als Anknüpfungspunkt. Der Zuzug von orthodoxen Juden aus Osteuropa und die liberale Ausrichtung des IKG-Mainstreams taten das Ihrige dazu, dass das Reformjudentum

hierzulande nie richtig Fuß fassen konnte: Gut 8000 Menschen haben sich bei der Volkszählung 2001 zum Judentum bekannt, nur etwa 120 sind Mitglieder bei Or Chadasch.

Sie wollen nun weiterhin um mehr Anerkennung innerhalb der IKG kämpfen und parallel dazu einen neuen Antrag auf Gründung einer Kultusgemeinde stellen; scheitern sie, wollen sie klagen und wenn nötig bis zum Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte gehen.

Oberrabbiner Eisenberg steckt nun in einem Dilemma: Er will die Einheitsgemeinde erhalten und eine Abspaltung der Reformjuden verhindern, wagt aber nicht, Or Chadasch weitere Zugeständnisse zu machen. Das israelische Oberrabbinat könnte dann der gesamten Wiener IKG die Anerkennung entziehen, fürchtet er. Auch vonseiten der Wiener Ultraorthodoxen steht Eisenberg wohl unter Druck: Käme er den Reformjuden entgegen, würden womöglich sie mit Abspaltung drohen.

„Geht wählen!“

Der Wahlkampf um den Kultusgemeinderat erlebte seinen ersten Höhepunkt. Die WIZO (Women's International Zionist Organization) lud alle wahlwerbenden Parteien auf ein Podium. NU hat die wichtigsten Ergebnisse der Diskussion zum Nachlesen zusammengefasst.

VON BARBARA TÓTH

„Unsere Diskussionskultur ist bekanntlich sehr hitzig, deshalb gibt es ein paar Spielregeln“, mit diesen launigen Worten eröffnete Sharon Nuni die WIZO-Diskussion am 31. Mai im WIZO-Zentrum. Wizo hat alle Kultusvorsteher und die beiden neuen wahlwerbenden Fraktionen zu einer Wahldiskussion eingeladen. Die Spielregeln lauteten: beschränkte Redezeit (maximal zwei Minuten pro Antwort) sowie eine Art Abmahnton, sollte einer der Diskutanten – Frauen waren nicht am Podium – ausfällig werden. Für alle, die nicht dabei sein konnten, hat NU die wichtigsten Passagen zum Nachlesen zusammengefasst.

Wer sind Sie und warum treten Sie an?

Rafael Schwarz (ATID): Ich bin Auktionator im Dorotheum. Ich hoffe, dass alle, die hier sitzen, sich für die IKG interessieren und nicht nur für den IKG-Wahlkampf.

Robert Sperling (Bund Sozialdemokratischer Juden): Ich arbeite seit zweieinhalb Jahrzehnten im ORF. Wir sind das Gewissen der IKG – sowohl sozial als auch politisch.

Martin Engelberg (Chaj): Ich bin Psychoanalytiker, Consultant. Unser Name ist Programm. Wir wollen mehr Leben, mehr Gemeinschaft in unserer Gemeinde schaffen. Und wir wollen eine Öffnung, keine Wagenburgmentalität.

Amos Davidovits (Initiative Respekt): Ich bin seit über 40 Jahren Stahlhändler. Wir wollen einen respektvollen, offenen und ehrlichen Umgang in der IKG, damit alle Juden ihr Interesse wiedergewinnen. Unsere Experten wollen unser Wissen einbringen, damit die IKG ihren Bestand durch wirtschaftlich nachhaltige Konsolidierung absichern kann.

Janki Grünberger (Misrachi): Ich bin glücklich verheiratet und habe vier Kinder und bin im IT-Bereich tätig.

Für uns ist ein Engagement in allen Bereichen der Gemeinde wichtig, zur Stärkung des jüdischen Selbstverständnisses und zur Unterstützung des Staates Israel.

Chanan Babacsayv (Sephardim/Bucharen): Ich sehe mich nicht als Vertreter einer Fraktion, sondern als Mitglied der IKG. Ich bin seit vier Jahren Kultusvorsteher. Ich leite ein Institut für ästhetische Behandlungen. Gemeinsam statt einsam, das ist unser Motto.

Wie religiös, wie fromm muss die IKG sein?

Rafael Schwarz (ATID): Die IKG soll das Judentum zeigen. Für die einen ist es etwas Religiöses, für andere ist es Kultur, eine Zweckgemeinschaft, Israel, die Musik, die Kunst. Judentum ist für mich weit viel mehr als eine Religion. Vor der Thora waren wir ein Volk. Jeder definiert sich, wie er will. Ich bin froh, dass es die Einheitsgemeinde gibt. Liberale Juden – mostly welcome!

Robert Sperling (Bund Sozialdemokratischer Juden): Wie jüdisch ist die IKG? Die politische Antwort lautet: Die IKG Wien ist die Vertretung aller Juden in Wien. Die religiöse Antwort lautet: Der Boden ist das Wort des Oberrabbiners. Der Bund bekennt sich zur Einheitsgemeinde, aber nicht um den Preis der Erpressung oder anderer Dinge.

Martin Engelberg (Chaj): Das funktionierende, religiöse Leben halten wir für den Kern einer Gemeinde, davon profitieren wir alle. Chaj symbolisiert das ganze Spektrum: ganz orthodoxe bis hin zu ganz agnostischen. Wir zeigen, dass das funktioniert, so sollte es auch in der Gemeinde sein. Wir sollten allen eine Heimat geben, und diese Offenheit vermisse ich immer wieder. Stichwort Einheitsgemeinde. Es ist schade, dass sich Or Chadash genötigt gefühlt hat, eine eigene Gemeinde zu gründen. Wir sollten den Status quo wieder herstellen.

Amos Davidovits (Initiative Respekt): Die Kultusgemeinde hat per Statut die Verpflichtung, alle religiösen Strömungen zu unterstützen. Auch wir sind für die politische Einheitsgemeinde und stehen hinter dem Beschluss, dass das Rabbinat entscheidet, wer Jude ist. Wichtig ist uns aber die gelebte Einheitsgemeinde. Es gibt eine große Trennung im kulturellen Zusammenleben zwischen sephardischen und aschkenasischen Juden. Diese sollten wir überwinden.

Janki Grünberger (Misrachi): Auch die Misrachi steht zur Einheitsgemeinde, wichtig ist, dass das Judentum gestärkt wird – durch Religion, durch Vereine, durch Sport. Es gibt viele Wege in die Gemeinde.

Chanan Babacsayv (Sephardim/Bucharen): Die Einheitsgemeinde ist ein schönes Wort, aber wie vereint sind wir? Es gibt Juden aus Ungarn, Rumänien, Russland – uns vereint vor allem der Glaube. Mehr vereinen wird es uns, wenn wir uns in Zukunft zusammensetzen und die Probleme der Zukunft diskutieren. Die Überalterung etwa.

Wie weit sollen wir Juden an die Öffentlichkeit gehen?

Martin Engelberg (Chaj): Wir haben nicht die Wahl, ob wir öffentlich sind oder nicht, wir sind es. Ich finde das gut so, wir sollten das für uns nützen. Wir können eine kräftige Stimme in der österreichischen Öffentlichkeit haben. Aber wir müssen nicht immer alles kommentieren. Die Debatte um Norbert Darabos ist ein gutes Beispiel. Das Statement war unglücklich. Am Ende ist Darabos der Held der Woche in „News“ und unser Präsident der Dolm im „Falter“.

Amos Davidovits (Initiative Respekt): Wir sind vom Ehrenpräsidenten massiv angegriffen worden, dass wir über Facebook kommunizieren. Inzwischen gibt es eine ATID-Umfrage, dass 75 Prozent

auch die Kultusgemeinde auf Facebook wollen. Gewisse Vorgänge im Plenum würde ich der Öffentlichkeit heute lieber noch vorenthalten. Respektvoller Umgang, Offenheit und Transparenz ist uns ein ganz großes Anliegen. In der österreichischen Öffentlichkeit müssen wir uns zu Wort melden, nicht nur zu Rechtsextremismus, sondern beispielsweise auch zum immer stärkeren Immigrationsdruck aus Ungarn.

Janki Grünberger (Misrachi): Wenn es um Israel geht, müssen wir uns zu Wort melden. Etwas anderes sind interne Themen. Es gibt Leute, die warten nur darauf, etwas aufzuschnappen. Internet ist natürlich cool, vieles kann man auch halböffentlich machen.

Chanan Babacsayv (Sephardim/Bucharen): Wir sind wie eine Familie. Das Schlechte behält man zu Hause, das Gute kommuniziert man nach außen.

Rafael Schwarz (ATID): Dass Darabos der Held der Woche ist, liegt nicht am Ossi. Welcome to Austria! Wer Israel hier kritisiert, wird zum Helden. Am liebsten würde ich den IKG-Wahlkampf aus den Medien heraushalten, wenn ich das Wort schon höre, stößt es mir auf. Die wollen Juden streiten sehen. Die lachen sich ins Fäustchen. Das ist schrecklich. Wir sollten in solchen Runden weitermachen, nicht im „News“.

Robert Sperling (Bund Sozialdemokratischer Juden): Wenigstens kommt jetzt ein bisschen Farbe in die Diskussion. In den letzten Jahren wurden Standards bezüglich der Öffentlichkeitsarbeit gesetzt, da können wir nie wieder zurück, egal, wie der Präsident heißen wird.

Eine ganze Generation junger Juden fühlt sich nicht angesprochen, von der Kultusgemeinde, von den Wahlen. Was tun?

Amos Davidovits (Initiative Respekt): Ich bin seit zehn Jahren in der Kontrollkommission und habe schreckliche Dinge erlebt. Ich kann verstehen, dass sich eine ganze Generation davon fernhalten will. Aber es steht ein Generationswechsel an. Wir müssen sehr aktiv werden, über Projekte. Bei den Schulen gibt es einen klaren Bedarf für eine Schule für säkulare Juden und orthodoxen Juden fehlt die Möglichkeit, ihre Matura und ein Studium zu ergreifen.

Janki Grünberger (Misrachi): Ich muss unsere Jugend in Schutz nehmen, sie machen sehr viel. Sie sitzen eben nicht gerne in Parteien, aber sie machen gerne Initiativen, Events, Partys, Sport. Vielleicht muss das die Richtung sein.

Chanan Babacsayv (Sephardim/Bucharen): Das Wichtigste ist, die Trennung

zwischen Sephardim und Aschkenasen zu überwinden. Das passiert in der jüngeren Generation, deswegen bin ich zuversichtlich.

Rafael Schwarz (ATID): Ich frage mich auch oft, wozu brauche ich die IKG? Mir geht es gut, ich brauche sie nicht. Aber es gibt diese Momente, Freunde, die zu Esra gehen, ein junges Mädchen, das ihre Bat Mitzwa bekommt – das ist wichtig.

Robert Sperling (Bund Sozialdemokratischer Juden): Sich zum Jugendprogramm zu bekennen, gehört zu den Wahlkampfphrasen. Für uns nicht. Die Jugendkommission hat sich ein eigenes Statut gegeben – auf unsere Forderung hin. Junge Menschen, die zur Ausbildung zu uns kommen, müssen hier bleiben können. Und wir brauchen ein Jugendwahlrecht ab 16 Jahren in der Kultusgemeinde.

Martin Engelberg (Chaj): Ich will kurz auf Rafael, eingehen: Ich habe eine jüdische Jugendorganisation begründet, ich war vor dreißig Jahren im Club 2. Ich würde sehr gerne mit Ossi Deutsch eine Diskussion führen, er ist heute nicht da, ich hoffe sehr, dass es dazu noch kommt. Die IKG hat 63.750 Euro für alle Jugendorganisationen zur Verfügung gestellt, das sind 0,6 Prozent des gesamten Budgets. Das ist eines der ärgsten Versäumnisse, das ist unsere zentrale Aufgabe. Wir müssen Subventionen erhöhen und Hindernisse aus dem Weg räumen.

Publikumsfrage an Martin Engelberg: Wo sehen Sie Ihr Kerntätigkeitsfeld?

Martin Engelberg (Chaj): Ich bin 1985 das erste Mal im Kultusvorstand gewesen, ich fühle mich in allen Kommissionen wohl. Ich habe die Kultur geleitet, ich habe in der Öffentlichkeitsarbeit mitgearbeitet. Ich halte die Finanzkommission für ganz wichtig, dort gehört Transparenz geschaffen und ein Kassasturz gemacht.

Wie halten Sie es mit der Transparenz in Ihrem eigenen Wahlkampf? Wie finanzieren Sie sich?

Martin Engelberg (Chaj): Sehr einfach. Es gibt ausschließlich jüdische Personen, die uns unterstützen, im Wesentlichen sind wir das selber. Ich würde nie Geld von der Leopold-Stiftung Geld annehmen, um das ausdrücklich festzuhalten. Problematischer finde ich, dass die Kultusgemeinde eine Flut an Veranstaltungen entwickelt hat, und dann erscheint eine ATID-Zeitung, die dieselben bejubelt. Wer hat das bezahlt?

Robert Sperling (Bund Sozialdemokratischer Juden): Dieses Hickhack zwischen dem Herausforderer und dem

Verteidiger ist seltsam. Wichtiger wäre es, sich dem Thema Soziales zu widmen. Es macht einen Unterschied, ob der Mitgliedsbeitrag 120 oder 180 Euro kostet. Ob die Tempelkarte 200 oder 300 Euro kostet. Oder der Kindergartenplatz. Dieser zentralen Frage müssen wir uns stellen, ein Bewusstsein dafür schaffen.

Amos Davidovits (Initiative Respekt): Die Frage wird sein, ob wir die Sozialbudgets dramatisch erhöhen werden müssen. Wer weiß, ob wir nicht eine Flüchtlingswelle aus Ungarn haben werden? Wir werden uns neu aufstellen müssen. Ganz grundsätzlich. Unser Wahlkampf ist rein persönlich finanziert. Ehrenamtlich.

Janki Grünberger (Misrachi): Auch unser Wahlkampf wird ehrenamtlich geführt.

Chanan Babacsayv (Sephardim/Bucharen): Wir betreiben keinen Wahlkampf, wir haben kein Budget.

Rafael Schwarz (ATID): Wer sponsert uns? Natürlich Ariel Muzicant – er ist reich – und andere aus unserem Team. Es gibt keine Angestellten. Deswegen sitze ich hier, ich wollte herkommen, auch wenn ich dafür kritisiert wurde. Ich will auch gewählt werden. Nicht Ossi wollte nicht herkommen. Wir sind ein echtes Team, wir entscheiden gemeinsam, das war unter Ari anders, ich sage es ehrlich. Wir haben die meisten Jugendlichen, den größten Frauenanteil. Wir arbeiten alle ehrenamtlich. Wir haben 4000 Leute in den Stadttempel gebracht, Juden und Nichtjuden. Das hat vorher nur Danielle (Spera) bei der Eröffnung des Museums geschafft. Das ist die richtige Art von Öffentlichkeitsarbeit.

Vor der Wahl ist nach der Wahl. Was machen Sie, wenn Sie nicht gewinnen?

Martin Engelberg (Chaj): Ich will Präsident werden. Wenn nicht, bleibe ich im Kultusvorstand und werde mich mit aller Kraft einbringen. Ich kann mir auch vorstellen, als Vizepräsident mit Ossi Deutsch zu arbeiten oder umgekehrt. Als Dream-Team.

Janki Grünberger (Misrachi): Wer auch immer Präsident wird, wir arbeiten mit.

Chanan Babacsayv (Sephardim/Bucharen): Weg vom Wahlkampf, hin zur Gemeinsamkeit, das ist mein Motto.

Janki Grünberger (Misrachi): Geht wählen!

Amos Davidovits (Initiative Respekt): Wenn wir ausreichend Mandatsstärke bekommen, werden Respekt und Transparenz neue Kriterien in der Gemeindearbeit sein.

Ihr Inserat in der Feiertagsausgabe von NU

Wir reservieren für Ihre Grüße und Glückwünsche zu Rosch Haschana auch heuer wieder einige Seiten in der nächsten Ausgabe unseres Magazins NU.

Es stehen Ihnen drei Sonderformate zur Auswahl:

Klein: 60 x 30 mm € 85,-

Mittel: 60 x 60 mm € 150,-

Groß: 120 x 60 mm € 290,-

Alle Preise zuzüglich 20 % MwSt.

Annahmeschluss: 27. August

Erscheinungstermin: 13. September

Bitte richten Sie Ihre Anfrage an

Gesine Stern: gesine.stern@nunu.at, Mobiltelefon 0676/ 566 85 23

Wenn Ossi zu Oskar werden soll

Der neue Präsident der Kultusgemeinde muss in die großen Fußstapfen Ariel Muzicants treten. Bislang fiel ihm das nicht immer leicht. Ein Porträt.

VON PETRA STUIBER UND BARBARA TÓTH

Mit Ariel Muzicant hatten es Journalisten einfach. Man rief ihn an und bekam prompt markige Aussagen geliefert, oft provokant, aber immer am Punkt und mit Leidenschaft vorgetragen. Sein Nachfolger Oskar Deutsch, seit drei Monaten im Amt und derzeit im Wahlkampf um seine Wiederwahl bei den Kultusgemeinderatswahlen im Herbst, ist anders. Als NU ihn um einen Interviewtermin bat, zögerte er. Nach einer Woche schrieb er zurück, dass er für einen schriftlichen Frage-Antwort-Reigen zur Verfügung stünde (das Ergebnis lesen Sie auf Seite 14,15). Diese Zurückhaltung nach außen mag man noch verstehen, aber auch innerhalb der Kultusgemeinde macht sich Deutsch rar. Der ersten echten Diskussionsveranstaltung zur IKG-Wahl der zionistischen Frauenorganisation WIZO, bei der sechs der acht antretenden Fraktionen ihre Spitzenvertreter schickten, blieb er fern (siehe Seite 9).

Kein Wunder, dass Deutsch im Vergleich zu Muzicant derzeit etwas blass wirkt – abgesehen vielleicht von seiner Verbal-Ohrfeige für Verteidigungsminister Darabos. Aber dazu später. Obwohl der 49-jährige Deutsch seit 1989 in der Kultusgemeinde aktiv ist, seit 1999 Vizepräsident ist und die letzten Jahre eng mit seinem Vorgänger zusammengearbeitet hatte, beginnt er gerade erst, so etwas wie eine öffentliche

Figur zu werden. Und auch das eher widerwillig. Ist der zurückhaltende Sprössling der wohlhabenden Alvorada-Kaffeedynastie der rechte Mann zur rechten Zeit?

Wenn es nach Deutsch geht, sehr wohl. War Muzicant der perfekte „Außenminister“ der Gemeinde in der schwierigen Phase der schwarz-blauen Regierung, in der die Resti-



FOTO ©: APA

tution, die jüdischen Friedhöfe und die FPÖ-Attacken zu bewältigen waren, sieht Deutsch sich als Konsolidierer. „Jetzt müssen wir wieder mehr nach innen arbeiten. Es gilt, die Serviceleistungen der IKG zu verbessern, Zuwanderung geregelt zu ermöglichen. Aber Sie können beruhigt sein: Bei politischem Bedarf und bei Auftreten von Antisemitismus und Rassismus werde ich mich selbstredend, wenn nötig mit aller Schärfe zu Wort melden“, schrieb er NU.

Mit aller Schärfe meldete sich Deutsch jedenfalls erst einmal zu Wort, als Österreichs Verteidigungsminister Norbert Darabos Israels rechtsextremen Außenminister Avigdor Lieberman als „unerträglich“ bezeichnete. Darabos habe wohl ein Problem mit „lebenden Juden“, verlautbarte Deutsch. Eine Formulierung, die ihm heftige Kritik einbrachte und auch des Antisemitismus unverdächtigen Personen, wie etwa „Standard-Autor“ Hans Rauscher, zu viel war: „Es wäre besser, argumentativ damit umzugehen, als mit bedingten Reflexen („moderner Antisemitismus“) loszuschlagen.“ Die überhitzte Reaktion Deutschs nährte das bereits bestehende Vorurteil, dass er weit weniger Talent fürs Politische habe als Muzicant. Einige hörten in Deutschs Wortwahl auch die wohlbekanntesten Formulierungen seines Vorgängers durch, wenn auch etwas schemenhaft und ohne Gespür für die öffentliche Wirkung angewendet.

Das ist sowieso das Problem des Oskar Deutsch: Seine Kritiker meinen, er sei Muzicants verlängerter Arm, weil er dessen Politik (Förderung der Zuwanderung, Umbenennung von Straßen mit belasteten Namen – etwa Lueger-Ring, Ablehnung liberaler Elemente wie Or Chadash) fortführe. Andererseits hat sich Deutsch

scharf abgegrenzt von Aussagen wie jener Muzicants, die Gemeinde sei ein „Flohzirkus“ – so etwas würde ihm nicht in den Sinn kommen, beteuerte er. Und er führt gerne an, dass er lieber im Team arbeite als sein Vorgänger, der ein bekennender Kontrollmensch ist.

Aus dem Schatten großer Figuren treten, das dürfte überhaupt Deutschs Lebensthema sein. In der Kultusgemeinde muss er sich von seinem Vorgänger Muzicant abgrenzen, als Privatmann kam er lange nicht über den Status des Erben eines Millionenvermögens hinaus, erwirtschaftet von seiner Vorfahren-generation. Seinem Onkel Desiderius Deutsch, genannt „Dudi“, eilte in der Geschäftswelt ein legendärer Ruf voraus. Der Cadillac-Fahrer, der keine Scheu hatte, seinen persönlichen Reichtum auch zu zeigen, war ein gefürchteter Verhandler. „Er zog dich regelrecht so lange über den Tisch, bis du nur mehr in der Unterhose da saßt“, erinnert sich ein ehemaliger Geschäftspartner heute noch mit Schaudern. Aber: „Was mit Handschlag ausgemacht wurde, hat immer hundertprozentig gehalten.“ Desiderius wird ein untrügliches Gespür für Geschäfte nachgesagt, ein Talent, das er schon als ganz junger Mann zu nutzen wusste. Als der Sprössling einer Kaffeeröster-Dynastie in den letzten Kriegstagen 1945 aus seiner Heimat Rumänien Westen flüchtete, erfuhr er von einem scheinbar „herrenlosen“ Eisenbahnwaggon voll mit Kaffeebohnen, der irgendwo in Europa unterwegs sei. Der junge Mann nutzte seine Verbindungen, setzte alle Hebel in Bewegung – und war nach einigen Wochen tatsächlich der Besitzer der Kaffeebohnen-Ladung, die er geschickt auf ein totes Gleis in Salzburg umgeleitet hatte. Der Waggon voller Bohnen war in den Tagen des totalen wirtschaftlichen, politi-

schen und militärischen Zusammenbruchs des Naziregimes Goldes wert – und begründete den Aufstieg der Firma Alvorada Kaffee KG, benannt nach dem brasilianischen Sonnenaufgang. Als solcher muss dem jungen Desiderius der unverhoffte Kaffeebohnen-Segen erschienen sein, denn fortan ging es bergauf für die Kaffeerösterei in Vösendorf, die Deutsch gemeinsam mit Bruder Emerich und Ignaz Goldstein aufbaute. Bis zu fünf Milliarden Schilling pro Jahr setzte Alvorada bis Anfang der 1990er-Jahre um, Deutsch und Goldstein scheffelten mit dem Röstfrisch-Aroma, lange vor Eduscho, eines der größten privaten Vermögen Österreichs.

Kein Wunder also, dass angesichts einer derart schillernden Gründerpersönlichkeit die Junior-Erben lange Zeit in der Öffentlichkeit ohne Profil blieben. Als der Patriarch Mitte der 1990er-Jahre starb, vermachte er die Alvorada KG zunächst seiner Tochter Diana Deutsch, die zwar Betriebswirtschaft studiert hatte, den drohenden wirtschaftlichen Niedergang der Dynastie angesichts billigerer Konkurrenz aus den ehemaligen Ostländern aber nicht stoppen konnte. Dazu kamen, hinter verschlossenen Türen, offenbar gar nicht zimperliche Streitigkeiten um den Chefessel im Unternehmen, bis Oskar Deutsch und Robert Goldstein Kusine Diana auszahlten. Mittlerweile ist das Unternehmen konsolidiert, man handelt weltweit mit Rohkaffee und röstet nach wie vor auch selbst. Das Tagesgeschäft wird von einem langjährigen Vertrauten geführt. Oskar hatte also von je her die Zeit, seinem liebsten Hobby, der Kultusgemeinde zu frönen.

Obwohl er seit langem aktiv in der Gemeinde ist, ist über den Privatmann Deutsch kaum etwas bekannt. Als junger Mann liebte er schnelle

Autos, Sportveranstaltungen und genoss, so erzählt man sich in Wien, das „dolce vita“. Heute attestieren sogar seine Kritiker Oskar Deutsch, dass er ein hingebungsvoller und solider Familienvater seiner fünf Kinder (drei davon angeheiratet) sei – und dass er obendrein nach wie vor eine geradezu symbiotische Beziehung zu seiner Mutter pflege. Von ihr und von seiner Frau beeinflusst, lebt Deutsch ein sehr religiöses Leben – „er ist wohl der religiöseste Präsident, den wir je hatten“, sagt ein Gemeindeglied. Die Befürchtung einiger, Deutsch werde die Gemeinde dann auch politisch in die konservativ-religiöse Ecke manövrierten, teilt dieser Mann nicht: Deutsch habe „nichts Missiona-

risches“ an sich. Sollte er doch religiöses Sendungsbewusstsein in sich verspüren, wäre er wohl vorerst gut beraten, es nicht zu zeigen: Atid, die Partei, für die er im November kandidiert, setzt, wie schon bei Vorgänger Ariel Muzicant, auf Säkularität.

Als IKG-Vizepräsident erarbeitete er sich den Ruf eines Mannes des Ausgleichs und der Harmonie. Menschen, die mit ihm zu tun hatten, als er die jüngste Makkabiade im Vorjahr in Wien organisierte, sprechen ihm eine fast schon kindliche Freude an Friede-Freude-Eierspeis-Veranstaltungen zu. Deutsch gehe darin auf, Events zu organisieren, bei denen Menschen in positiver Grundstimmung miteinander zu tun

haben. Zuletzt geschehen beim Tag der Offenen Tür der Kultusgemeinde im Mai. 4000 Besucher zählten die Veranstalter, Deutsch war in seinem Element, als er zeigen konnte, „dass wir Juden ganz normale Leute sind“. Diese Harmoniebedürftigkeit kann bei einer Gemeinde mit 7000 aktiven Mitgliedern, in der immerhin 12 Parteien zur nächsten Wahl antreten, von unschätzbarem Vorteil sein. „Er wird nie ein großer Redner mit politischen Visionen sein, aber er könnte in der Gemeinde Gräben zuschütten“, sagt einer, der ihn noch aus Schulzeiten kennt. Allerdings wird Deutsch dafür sehr wohl einen politischen Akt setzen müssen: die Emanzipation von Muzicant.

10 Fragen an Oskar Deutsch

Wie kam dieses Interview zustande? NU wollte Oskar Deutsch schon im Frühjahr persönlich interviewen, aber er sagte aus Zeitgründen ab. Vor Erscheinen dieser Ausgabe fragten wir erneut an, und er machte den Vorschlag, per e-mail Fragen und Antworten auszutauschen.

- 1) **Sie halten sich mit Auftritten im IKG-Wahlkampf zurück (z. B. WIZO-Diskussion letzte Woche). Sind Sie menschenfeindlich oder haben Sie Wahlkampf nicht nötig, weil Sie davon ausgehen, ohnehin zu gewinnen?**

Weder noch. Ich bin leidenschaftlich gern unter Menschen. Aber wir sind nicht in den USA, dass wir über Jahre hinweg Wahlkampf führen. In erster Linie bin ich Präsident der IKG und als solcher für die Gemeindeglieder verantwortlich. Für sie trage ich die Verantwortung. Einem ungeschriebenen Gesetz zufolge wird – wie auch bei anderen Konfessionen – der Wahlkampf so wenig wie mög-

lich in eine breite Öffentlichkeit gespielt. Das wollen die Mitglieder der IKG nicht, und dem möchte ich auch entsprechen. Meine Partei wird mit dem Wahlkampf erst im Herbst beginnen. Mich soll man dann an meinen Einsatz für die IKG messen und nicht an der medialen Selbstdarstellung, wie sie andere gern betreiben. Ich sehe meine Aufgabe darin, für die Gemeindeglieder tätig zu sein und nicht in der medialen Selbstinszenierung.

- 2) **Gleichzeitig veranstaltet die IKG viele Feste, Tage der offenen Tür etc., Events, die man wiederum als eine Art Feel-Good-Wahlkampf**

auslegen könnte. Wie trennen Sie das von ATID, auch finanziell?

Einer meiner Leitsätze als Präsident ist es, die IKG zu öffnen. Die Gemeinde hat immer schon viele Veranstaltungen gemacht, aber wir wollen eben jetzt auch stärker über die Grenzen der Gemeinde hinaus wirken. Der Austausch mit Anderen ist mir wichtig. Ich habe vor einem Jahr die Europäischen Makkabi-Spiele nach Österreich geholt und das Echo war auch in breitenwirksamen Medien toll. Solche Zeichen eines neuen jüdischen Selbstbewusstseins und des Auf-die-Öffentlichkeit-Zugehens soll es öfter geben. Zum Kern Ihrer Frage: Alle Veranstaltungen,

die in meiner bisherigen Amtszeit als Präsident organisiert wurden, sind IKG-Veranstaltungen. Sobald ATID mit dem Wahlkampf beginnt, wird ATID auch eigene Veranstaltungen machen und diese auch selbst finanzieren.

3) Ariel Muzicant hat nie ein Hehl daraus gemacht, dass er polarisiert, und er hat sich auch Feinde damit gemacht. Sie präsentieren sich zurückhaltender. Ziehen Sie damit die Lehren aus Muzicants Strategie?

Ariel Muzicant hat in 14 Jahren an der Spitze der Gemeinde viel bewegt. Er hat die Kultusgemeinde ins öffentliche Bewusstsein gebracht. Darunter fiel auch eine Zeit, wo Zurückhaltung fehl am Platz gewesen wäre. Muzicant hat in vielen schwierigen Situationen das Richtige gemacht. Es gab die schwarz-blaue Regierung, das Thema Restitution, die Friedhöfe und vieles mehr. Jetzt müssen wir wieder mehr nach innen arbeiten. Es gilt, die Serviceleistungen der IKG zu verbessern, Zuwanderung geregelt zu ermöglichen. Aber Sie können beruhigt sein: Bei politischem Bedarf und bei Auftreten von Antisemitismus und Rassismus werde ich mich selbstredend, wenn nötig mit aller Schärfe zu Wort melden.

4) Ihre Aussage zu Darabos („Problem mit lebenden Juden“) hat Ihnen viel Kritik eingebracht. Würden Sie es rückblickend anders formulieren?

Danke, dass Sie mit diesem Beispiel den Beweis liefern, dass ich mich im Bedarfsfall offensiv zu Wort melde. Nur kurz zum Anlass: Minister Darabos hat ein Mitglied der israelischen Regierung als „unerträglich“ bezeichnet. Über die noch viel unerträglicheren Politiker – etwa im Iran – hat er geschwiegen. Dagegen muss und möchte ich auftreten. Das Zitat mit den „lebenden Juden“ stammt übrigens von Henryk Broder, der seit 1976 offen vom linken Antisemitismus in Deutschland spricht. Christian Ortner schrieb schon 2009 in der Presse: „Österreich bringt im Großen und Ganzen den Juden gegenüber ja eh viel Sympathie auf, jedenfalls solange es sich um tote Juden handelt. Gegen die im KZ ermordeten Juden zum Beispiel hat heute fast niemand mehr etwas. Etwas anders verhält es sich mit (noch) lebenden Juden.“ Dieser Artikel wurde auch 2009 in NU abgedruckt. All diese Beispiele zeigen den problematischen Umgang mit Israel, der leider vom Stammtisch bis in politische Kreise vorkommt.

Das habe ich, ich glaube zu Recht, angesprochen. Und ich hoffe, dass Norbert Darabos aus den Reaktionen gelernt hat.

5) Ariel Muzicant ist SPÖ-Mitglied. Wo stehen Sie politisch?

Ich bin nicht Mitglied einer Partei. Die Kultusgemeinde und ich werden weiterhin mit allen Parteien, bis auf die FPÖ, Kontakt halten und Gespräche führen.

6) Wie wichtig ist Religiosität für einen IKG-Präsidenten?

Weil die IKG eine Einheitsgemeinde ist, die ein breites Spektrum religiöser Zugänge zum Judentum – von liberalen Strömungen bis zur Orthodoxie – umfasst, ist ein traditioneller Background unabdingbar. Am wichtigsten ist, religiösen Bedürfnissen Respekt und Verständnis entgegenzubringen. Das umso mehr, als eine religiöse Lebensweise in der heutigen Gesellschaft innerhalb und außerhalb des Judentums nicht mehr selbstverständlich ist und sogar auf Unverständnis, teilweise sogar auf Aggressivität stößt. Es soll auch für niemanden einen Zwang zur Modernisierung geben. Ich stehe für ein Miteinander der verschiedenen Ansätze. In unserer Einheitsgemeinde kann jeder seinen Glauben ausleben, wie er es für richtig hält.

7) Sind Sie religiöser als Ihr Vorgänger?

Wie messen Sie Religiosität? Für Religiosität gibt es kein Thermometer! Und schon gar nicht sollte Religiosität zu einem Wettrennen gemacht werden. Ich bin in einem religiösen Umfeld aufgewachsen. Religion und Tradition sind ein wichtiger Bestandteil meines Lebens.

8) Sie sind IKG-Präsident, aber Ariel Muzicant sitzt nach wie vor in wichtigen Gremien (Archivverein, Morzinplatz, Jüdisches Museum). Wollen Sie diese Funktionen nicht? Setzen Sie sich damit nicht dem Verdacht aus, nur Muzicants „Frühstückskaiser“ zu sein?

Es ist schwer, es Ihnen recht zu machen: Würde ich jedes Amt mit Gewalt an mich ziehen, würden Sie mich wohl als Ämtermulti bezeichnen. Meine Leitlinie ist eine andere: Als Präsident der IKG bin ich im Tagesgeschäft präsent und kümmere mich um alle Belange innerhalb der IKG. So wie auch mein Vorgänger nicht in allen Gremien und Kommissionen Funktionen innehatte, werde auch ich nicht alle Funktionen anstreben. Im Gegenteil: Die IKG ist keine „One-Man-Show“. Es gibt einen Präsidenten, zwei Vizeprä-

sidenten, 24 Vorstandsmitglieder und eine große Zahl engagierter Mitarbeiter. Insgesamt sind wir also ein sehr großes Team. Und um die IKG zu führen, muss man ein guter Teamplayer sein und sich bemühen, das Team zusammenzuhalten. Das ist jedenfalls mein Zugang.

Zum Detail: Im Jüdischen Museum hat die Kultusgemeinde ein Vorschlagsrecht und Ariel Muzicant, Robert Sperling und Doron Rabinovici empfohlen. Der Vorschlag wurde angenommen und die drei Herren in den Aufsichtsrat des Museums entsandt. Der Archivverein ist ein privater Verein. Und der Morzinplatz ist eine private Initiative von Ariel Muzicant.

9) Wer ist Ihr politisches Vorbild?

Es gibt nicht das eine politische Vorbild. Was es gibt, sind viele herausragende Persönlichkeiten, die mich durch ihr Wirken und ihren Einsatz beeindruckt und inspirieren.

10) Stellen Sie sich die Kultusgemeinde in fünf Jahren unter Ihrer Führung vor: Was wollen Sie verändert haben?

Es gibt vieles, was geplant ist, vieles, woran ich gemeinsam mit meinem Team bereits arbeite. Unter anderem möchte ich, dass die Gemeinde weiter wächst. Ich will die Gemeinde öffnen, indem wir aktiver als bisher auf andere Bevölkerungsgruppen zugehen. Wir brauchen mehr Wissen über und Verständnis für das Judentum und jüdisches Leben in Österreich. Mein Ziel ist, dass sich das neue jüdische Selbstbewusstsein etabliert. Jedes Gemeindemitglied soll in der IKG ein Zuhause haben. Ich freue mich über jeden und jede, der oder die mitarbeitet und mitgestaltet. Um noch mehr Menschen zu informieren und motivieren zu können, beschreiten wir derzeit neue Wege in der Kommunikation. Im Bereich des Internets hat die IKG Aufholbedarf. Ein Facebook-Account könnte die Aktivitäten der vielen jüdischen Vereine und Organisationen in Wien vielleicht noch besser bewerben.

Wir haben in den letzten Jahren eine vorbildliche Infrastruktur geschaffen. Auf diesen Lorbeeren dürfen wir uns aber nicht ausruhen. Wir müssen in den nächsten fünf Jahren die vorhandene Infrastruktur verbessern, indem wir sie mit noch mehr Leben füllen und noch mehr Serviceleistungen für die Gemeindemitglieder anbieten. Mein Motto ist: „Stillstand ist Rückschritt“. Deshalb gilt es, Gutes gemeinsam zu verbessern.

Ein schwieriger Sohn Israels

Der jüdische Musiker und Autor Gilad Atzmon lässt keine Gelegenheit aus, sich durch kontroverse Aussagen großflächig Feinde zu schaffen oder – noch schlimmer – die Zustimmung falscher Freunde einzuholen. NU traf den umstrittenen Israel-Kritiker.

VON AXEL REISERER

Was ist aus Israel geworden? In Nummer 10/2012 der „New York Review of Books“ bespricht David Shulman, Professor an der Universität Jerusalem, das Buch „The Crisis of Zionism“ des US-Politologen Peter Beinart und schildert in bedrückender Weise brutale Übergriffe gegen Palästinenser und Friedensaktivisten, die zumindest geduldet werden. „Vielleicht war es ein professioneller Fehler von mir, das Gewehr zu verwenden, als eine Kamera dabei war“, wird ein Armeekommandant zitiert, nachdem er einem dänischen Friedensaktivisten mit dem Gewehrkolben das Gesicht zertrümmert hatte. Er beschreibt die systematische Unterhöhnung demokratischer und ethischer Werte seit der Besetzung der Westbank 1967 und eine politische Führung, die sich durch das Schüren von Vernichtungsängsten jeglicher Verantwortung für ihr Tun entschlägt.

Das findet starke Resonanz, schreibt Shulman: „Die Logik eines unendlichen Kriegs zwischen den Söhnen des Lichts und den Söhnen der Finsternis liegt (Premierminister Benjamin) Netanjahus ständiger Berufung auf den Holocaust in den Beziehungen mit Iran zugrunde. So wie viele Israelis bewohnt er eine Welt,

in der die Kräfte des Bösen ständig kurz vor der Vernichtung der Juden stehen, die ständig in halsbrecherischer und heroischer Weise kämpfen müssen, um den Klauen des Todes zu entspringen. Ich glaube, dass er – so wie viele Israelis – eine derartige Welt liebt und sie wiedererfinden würde, gäbe es keine ernsthaft Bedrohungen von außen.“

Beinart teilt diese Analyse und sieht Israel geprägt durch einen Konflikt zwischen „liberalen, demokratischen Werten und einem proto-rassistischen, atavistischen Nationalismus“: „Im Westen (der Grenze vor 1967) ist Israel eine mangelhafte, aber echte Demokratie. Östlich davon ist es eine Ethnokratie.“ Hier ist der Punkt, wo der israelische Autor und Musiker Gilad Atzmon noch einen (umstrittenen) Schritt weiter geht. Während Beinart auf eine Korrektur der gegenwärtigen Fehlentwicklungen bei einem Erfolg der liberalen gegen die nationalistischen Kräfte zumindest hofft (Shulman beurteilt das in seiner ansonsten äußerst wohlwollenden Rezension skeptisch), ist für Atzmon die Tragödie Israels bereits in den Ursprüngen angelegt.

Dabei geht er noch weiter als „New Historians“ wie Benny Morris oder

Ilan Pappé, indem er die Kernproblematik nicht bei der Vertreibung der Palästinenser 1948 („Nakba“) ansetzt, sondern im Wesen des Zionismus selbst. In seinem neuen Buch „The Wondering Who?“, das dieser Tage auch auf Deutsch erscheint, unterzieht Atzmon den Zionismus, Israel und dem „Judesein als Ideologie“ einer schonungslosen Abrechnung.

Das Initialereignis dafür war für ihn die Zeit als junger Soldat in der israelischen Armee: „Im Sommer 1984 (zwei Jahre nach dem ersten Libanon-Krieg, Anm.) wurden wir auf eine Mission in den Südlibanon geschickt. Am zweiten Tag fuhren wir nach Ansar, ein berüchtigtes Internierungslager. Diese Erfahrung veränderte mein Leben vollkommen. (...) Das Lager war mit Stacheldraht umzäunt und wir sahen tausende Gefangene, wie sie unter offenem Himmel von der Sonne verbrannt wurden. Während wir entlanggeführt wurden und ich die Inhaftierten anstarrte, dämmerte mir eine unerträgliche Wahrheit: Das war ein Konzentrationslager. Die Inhaftierten waren die ‚Juden‘, und ich war nichts anderes als ein ‚Nazi‘.“

Von hier begann eine weite geistige und geografische Reise. Atzmon, des-

„Ich werde meine Heimat erst wieder betreten, wenn es einen gemeinsamen Staat Palästina gibt, in dem Juden und Palästinenser gleichberechtigt zusammenleben.“

sen für ihn einflussreicher Großvater ein Verehrer des Irgun-Kommandanten Zeev Jabotinsky war, konnte es nun nicht mehr ertragen, „dass ich auf Land lebte, das in Wahrheit jemandem anderen gehört“. Nachdem er mit 17 Jahren zufällig eine Aufnahme von Charlie Parker gehört hatte, verfiel er dem Jazz. In völliger Hingabe brachte er sich selbst das Saxofonspielen bei. 1993 verließ er im Alter von dreißig Jahren Israel und lebt seither mit seiner Familie in Nordlondon. Heute ist Gilad Atzmon einer der angesehensten und (nach Meinung von Fachleuten) besten lebenden Jazzmusiker der Welt. Für Robbie Williams und Paul McCartney (u. v. a. m.) hat er gespielt, mit Robert Wyatt („Gilad is a genius“) hat er eines seiner schönsten Alben aufgenommen (kann sogar der Nicht-Fachmann erkennen). Mit seiner Band „The Orient House Ensemble“ ist er fast das ganze Jahr weltweit auf Tour, die Bühnenshow ist bemerkenswert. Nur ein Land meidet er: „Ich werde meine Heimat erst wieder betreten, wenn es einen gemeinsamen Staat Palästina gibt, in dem Juden und Palästinenser gleichberechtigt zusammenleben.“

Sich selbst bezeichnet Atzmon wechselweise als „stolzen selbsthasenden Juden“ oder als „hebräisch sprechenden Palästinenser“. Er ist ungemein charismatisch, unterhaltsam und ein einnehmender Gesprächspartner. Neben seiner Musik, die auch noch ganz andere Seiten von ihm zeigen kann, veröffentlicht er unermüdlich Texte im Internet (www.gilad.co.uk), hat zwei (sehr empfehlenswerte und vielfach übersetzte) Romane publiziert und lässt keine Gelegenheit aus, sich durch kontroverse Aussagen großflächig Feinde zu schaffen oder – noch schlimmer – die Zustimmung falscher Freunde einzuholen. Er ist beständig irgendwo für irgendeine pro-pa-

lästinensische Sache im Einsatz, und seine Israel-Kritik findet nur allzu oft gerne Gehör auf anti-israelischer Seite. Er setzt sich auch mit Holocaust-Leugnern aufs Podium. Dafür wird er massiv kritisiert, gelegentlich tätlich angegriffen und regelmäßig ernsthaft bedroht (nach eigenen Angaben hat er bereits mehr als 40 Todesdrohungen bekommen).

Doch macht es sich zu einfach, wer Atzmon als Holocaust-Lügner oder Antisemit abtut oder ihm unterstellt, das Existenzrecht Israels zu leugnen. Den Holocaust bezeichnet er im Gespräch als „größte Katastrophe der Geschichte“. Massiv wendet er sich aber gegen die Instrumentalisierung des Holocaust als Rechtfertigung für

die Politik des heutigen Israels. „Ich wurde ausgebildet, Araber zu ermorden im Namen des Leids, das Juden im Holocaust zugefügt wurde“, sagt er. Atzmon bestreitet nicht das Recht der Juden, im Nahen Osten zu leben. Aber er bestreitet vehement das Recht, dies auf Kosten anderer zu tun. „Wir leben unsere Symptome auf Kosten anderer aus“, meint er.

Für Atzmon stammt dieses Verhalten aus einer Haltung, die Jüdischsein zu einer Primärqualität erhebt und daraus Auserwähltheit, Einzigartigkeit und Besonderheit ableitet. „Es besteht kein Problem mit der jüdischen Religion oder mit Menschen, die als Juden geboren wurden“, sagt Atzmon. Aber er wendet sich gegen



Sich selbst bezeichnet Atzmon wechselweise als „stolzen selbsthassenden Juden“ oder als „hebräisch sprechenden Palästinenser“.

ein Jüdischsein, das sich so definiert, wie es Chaim Weizmann, der erste Präsident Israels, einmal formuliert hat: „Es gibt keine englischen, französischen, deutschen oder amerikanischen Juden, sondern nur Juden, die in England, Frankreich, Deutschland und Amerika leben.“

Dieses Denken reflektiert für Atzmon ein Stammesdenken, das universalen Werten wie etwa der Gleichheit und Gleichberechtigung aller Menschen grundsätzlich entgegensteht. Stammesdenken ist nicht per se verwerflich, problematisch wird es, wenn eine Ideologie, die der Verteidigung und dem Erhalt einer Minderheitsidentität in einem oft feindlichen Umfeld dient, zur Mehrheitsideologie gegenüber anderen wird – und so sieht Atzmon das Verhalten Israels gegenüber den Palästinensern. Seinem Buch stellt er das Wort des Holocaust-Überlebenden und Zionismus-Kritikers Israel Shahak voran: „Die Nazis haben mir Angst gemacht, Jude zu sein, und die Israelis machen mich beschämt, Jude zu sein.“

Der Zionismus führt das zur Bewahrung der Identität gepflegte Stammesdenken mit dem Nationalismus des 19. Jahrhunderts in Europa zusammen und wurde dadurch zu einer mächtigen Kraft aus dem Wunsch, „gleich und zugleich auch anders zu sein“. Den Einwand, dass die Juden durch jahrhundertelange Verfolgung und Unterdrückung an den gesellschaftlichen Rand gedrängt wurden und daher einen eigenen Staat in Palästina als Lösung zu suchen begannen, wischt Atzmon geradezu unwillig vom Tisch: „Das ist eine banale, nahezu peinlich primitive Erklärung. In Wahrheit hatten die Juden 200 Jahre Assimilation hinter sich, und großteils höchst erfolgreich, als der Zionismus Fuß fasste.“

Diesem Verschwinden durch Aufgehen entzog man sich durch die Erhebung seiner Selbst zu etwas Höherem, Auserwählten: „Der Zionismus erhebt die Selbstliebe zur Religion. Während für den gläubigen Juden der Gedanke der Auserwähltheit immer bedeutete, besondere Prüfungen von seinem grausamen Gott aufgebürdet zu bekommen (wie etwa Hiob), versteht heute der jüdische Siedler in der Westbank darin das Recht, bis an die Zähne bewaffnet den Palästinensern ihr Land zu rauben.“ Da Letzteres lediglich eine extreme Zuspitzung der allgemeinen Grundideologie Israels sei, erklärt dies nach Ansicht Atzmons auch die extreme Beweglichkeit der israelischen Parteien zwischen links und rechts (wie erst kürzlich mit der neuen Koalitionsvereinbarung zwischen Likud und Kadima bewiesen) und die bestimmende Macht der Siedler über das politische Geschehen (wie die Nicht-Friedensverhandlungen zeigen).

Das Buch Atzmons hat seit seinem Erscheinen in Großbritannien im Vorjahr heftige Debatten ausgelöst. In Internet-Foren wird Atzmon ebenso als „letzter jüdischer Prophet“ gepriesen wie als „rabiater Antisemit“ beschimpft. Es fand die Unterstützung angesehener Leser wie etwa von Richard Ford, dem UNO-Beobachter für die besetzten Gebiete, stieß aber auch auf heftige Ablehnung. Manche Abschnitte sind nicht wirklich überzeugend, manche rufen Kritik hervor, manche erscheinen durchaus zweifelhaft.

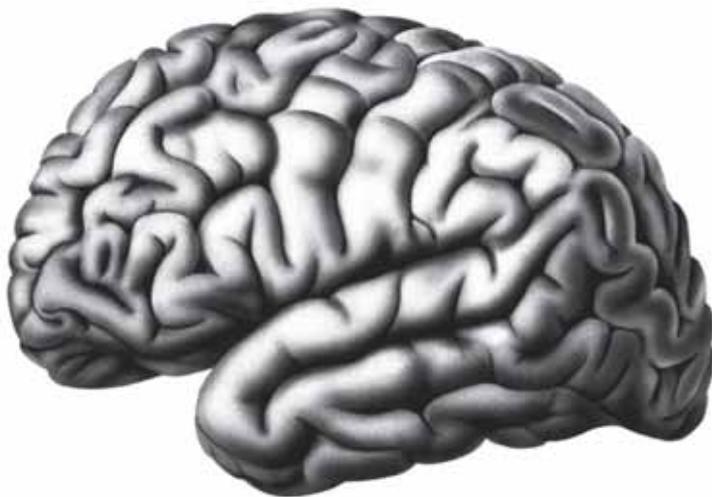
In jedem Fall aber hätte sich sein Buch eine ernsthafte, vorurteilsfreie Debatte verdient – auch und gerade im deutschsprachigen Raum (für österreichische Ohren gibt es bisweilen auch ein Erinnerung an Bruno Kreisky). So unterscheidet sich Atzmons Ein-Staaten-Lösung im Grund nicht von

der 2003 formulierten (und heftig kritisierten) Position des mittlerweile verstorbenen weltweit angesehenen Historikers Tony Judt. Allein aus demografischen Gründen könnte dies, wie es der pragmatische britische „Economist“ kürzlich formulierte, aller Politik Israels zum Trotz eher früher als später die Zukunft des Landes sein. Um sie zu gestalten, sollte Israel auch auf schwierige Söhne wie Atzmon nicht verzichten. Oder wie es die israelische Zeitung „Haaretz“ im Oktober 2010 in einem einfühlsamen Porträt so schön ausdrückte: „Ich denke an Gilad Atzmon so wie Arik Einstein in seinem berühmten Lied über das Mädchen, das er am Schulweg sah, dachte: Für uns ist er verloren. Israels öffentliche Diplomatie hat jemanden verloren, der eine unserer feinsten Stimmen hätte sein können: wortgewandt, charismatisch, charmant. Der Spielstand, derzeit: 1:0 für Palästina.“



Gilad Atzmons neues Buch „The Wandering Who?“ erscheint dieser Tage auf Deutsch im Zambon-Verlag, Frankfurt. Atzmon liest, diskutiert und musiziert am 2. Juli 2012 abends im Griechischen Kulturzentrum in Innsbruck, mehr unter www.gilad.co.uk

Bitte täglich füttern!



Sie nennen ihn Shlomi

Rafael Rotter ist als jüdischer Eishockeyspieler eine Ausnahmeerscheinung im österreichischen Spitzensport. NU hat ihn besucht.

VON FRITZ NEUMANN

Es könnte mehrere Gründe haben, warum Eishockey-Stürmer Rafael Rotter von seinen Freunden „Shlomi“ genannt wird. Shlomi ist kein schlechter Vorname, beispielsweise trägt ihn auch der israelische Fußballer Arbeitman, was wiederum kein schlechter Nachname ist. Auch an den Fußballer Arbeitman dachten Rotters Freunde bei der Spitznamensgebung, schließlich gilt Rotter auf dem Eis als „Arbeitsbiene“. Soll heißen, er ist stets mit vollem Einsatz bei der Sache. Der Vergleich mit Herrn Arbeitman (geb. 14. Mai 1985) ehrt ihn durchaus, immerhin führte der Kicker anno 2010 weltweit das GPM-Ranking an. GPM steht für „Goals per minute“, und Arbeitman hatte 2010 im Schnitt alle 64,17 Minuten in ein gegnerisches Tor getroffen.

Natürlich hat es vor allem einen Grund, dass sie Rotter „Shlomi“ nennen – sein Glauben. Als Jude fällt der 25-Jährige nicht nur speziell im österreichischen Eishockey, sondern generell im österreichischen Spitzensport ganz besonders auf. In jüngerer Vergangenheit hat sich ansonsten allein der jüdische Schwimmer Maxim Podoprigora bemerkbar gemacht, er tauchte 2001 gleichzeitig mit Markus Rogan und ebenfalls als WM-Zweiter auf, hat aber im Gegensatz zu Rogan daran kaum anknüpfen können. Bei der



FOTO ©: JACQUELINE CODANY

Makkabiade im Vorjahr in Wien war Podoprigora immerhin an zwei Staffel-Medaillen beteiligt. Die 13. Auflage der Europäischen Spiele war auch für Rotter unvergesslich, ihn hatte man dazu auserkoren, am 6. Juli auf dem Rathausplatz die Makkabi-Flamme zu entzünden. „Das war“, sagt er, „einer der tollsten Tage

in meinem Leben. Eine riesengroße Ehre.“

Vielleicht ist Rotters Erinnerung daran auch deshalb so lebendig, weil sich danach die Anzahl der tollen Tage in einem überschaubaren Rahmen hielt. Der Stürmer der Vienna Capitals verletzte sich im September

Rotter: 1,74 Meter große und 80 Kilo schwere Instanz am Eis.

gegen Znojmo, es geschah im dritten Drittel des vierten Saisonspiels. Zwei Gegner checkten ihn, einer von hinten, der andere von vorne, das rechte Knie verdrehte sich als wie. Die Diagnose: Riss des vorderen Kreuzbands. Die Folge: Operation, acht Monate Pause. Während dieser Zeit war Rotter fast täglich im Fitnesscenter, seit kurzem trainiert er wieder auf Eis, die Ärzte haben grünes Licht gegeben, das Knie ist wieder voll belastbar. Die Capitals können Rotter, einen der besten heimischen Stürmer, gut brauchen, nicht wenige meinen, dass sie mit ihm zuletzt weiter gekommen wären als bloß ins Viertelfinale.

Zwei Gründe hat es, dass sich jüdische Spitzensportler hierzulande an einer Hand abzählen lassen. Sportlerfolg durch Juden war den Nazis ein besonderer Dorn im Auge, die Verfolgung jüdischer Sportler umso brutaler. Es dauerte Jahre, Jahrzehnte, bis Vereine wie die Wiener Hakoah (hebräisch: die Kraft) wieder zu Kräften kamen, doch nie war daran zu denken, an frühere Erfolge anknüpfen zu können. Und wo Juden im Spitzensport keine Rolle spielen, schert sich der Spitzensport genau gar nicht um jüdische Gegebenheiten. Die allermeisten Sportveranstaltungen in Österreich finden an Freitagabenden und/oder Samstagen statt – und schließen somit zumindest streng gläubige Juden von der Teilnahme de facto aus.

Als streng gläubig würde sich Rafael Rotter nicht bezeichnen. Als gläubig schon. Zumindest einmal im Monat ist er im Tempel anzutreffen, er begeht sämtliche Feiertage, reist zweibis dreimal im Jahr nach Israel („zugegeben, vor allem zum Relaxen“). Und er hat seine Bar Mitzwa gemacht. „Das war vor allem meinem Großvater sehr wichtig.“ Auch deshalb hat Rafael ein Jahr lang gelernt



FOTO ©: APA

zu beten, zu singen und zu lesen. „Singen wird nie meines sein.“ Ähnliches gilt für koscheres Essen, es würde Rotter vor große Probleme stellen, als Leistungs- und noch dazu Mannschaftssportler kann er sich oft nicht aussuchen, was auf seinem Teller liegt. Seit kurzem immerhin verzichtet er auf Schweinefleisch, sein bester Freund Abram „Avi“ Kihinashvili hat ihn dazu angehalten. Und wenn die Vienna Capitals also Spaghetti Bolognese essen, dann lässt Rafael die Sauce weg und isst Spaghetti on the rocks.

Alternative zum Eishockey wäre der Fußball gewesen, Rafael galt als sehr talentiert, kickte für Maccabi, die Wiener Austria interessierte sich bereits für ihn. „Aber im Eishockey hatte ich mehr Freunde, da war ich daheim.“ Nun steht er von September bis April zwei- bis dreimal die Woche zwecks Match auf dem Eis, und fast immer ist ein Match am Freitagabend dabei. In der National Hockey League (NHL), der größten und tollsten Liga der Welt, sind etliche Juden aktiv, doch auch die NHL kümmert sich nicht um den Sabbat. „Ich sehe meinen Glauben so streng, wie ich ihn sehen kann“, sagt Rotter. „Ich halte ein, was geht. Und ich bemühe mich, ein guter Mensch zu sein.“ Harte Bandagen auf dem Eis müssen da kein Widerspruch sein. An jene Aktion im Dezember 2010, als er einen Schiedsrichter umstieß, weil dieser ein schweres Foul an ihm nicht geahndet hatte, wird Rotter freilich nicht

gern erinnert, er fasste 16 Spiele Sperre aus.

Seine jüdische Identität führt er im Grunde auf den Großvater zurück. Der Großvater sang im Chor in der Synagoge, und er führte in der Großen Pfarrgasse die erste koschere Fleischhauerei in Wien. Das Geschäft gibt es längst nicht mehr, und der Großvater ist vor einigen Jahren gestorben. Hinterlassen hat er ein Zinshaus im zweiten Bezirk, dort hat Rafael kürzlich eine Wohnung im fünften Stock bezogen. Seine Eltern wohnen im selben Haus, das habe Vorteile und Nachteile. „Die Vorteile überwiegen.“

Rotters Vater ist übrigens nicht Jude, sondern war, bis zu seinem Austritt, Katholik. An Rafael wird es liegen, ob sich die jüdische Linie seiner Familie fortsetzt, was ihn „sehr freuen“ würde, oder nicht. Er würde lügen, würde er behaupten, das beschäftige ihn nicht. Seit geraumer Zeit ist er solo, doch er legt es nicht unbedingt darauf an, ausschließlich Jüdinnen kennenzulernen. Sein Freundeskreis ist erstens vielschichtig, und zweitens definiert sich sehr viel über den Sport. „Eishockey ist mein Leben. Mein ganzer Tagesablauf ist darauf ausgerichtet.“

Die lange Saison, jeden Freitag ein Match, Spaghetti on the rocks. Daran muss sich eine Frau, egal welcher Konfession, erst einmal gewöhnen. Der Spitzname Shlomi wär ja nicht das Problem.

UNTERWEGS MIT



„Ich bin unersättlich.“

Wie kam der Schriftsteller Robert Schindel zu seiner Opernliebe, allen voran jener zu Richard Wagner? Im zweiten Teil unserer Serie „Unterwegs mit“ begleitete Helene Maimann ihn in die Staatsoper, um es herauszufinden.

VON HELENE MAIMANN (TEXT) UND JULIA STIX (FOTOS)

Nach sechs Stunden Parsifal verlässt der Blau die Oper. Es regnet in Strömen. „Das auch noch“, sagt er seufzend.
(Otto Schenk)

Am Anfang stand die Tante Trude, genannt TeTe, eine Ziehtante von Robert Schindel, Zahnärztin, verheiratet mit, aber getrennt von seinem Onkel Erich, ebenfalls Arzt. „Die TeTe, äußerst musikalisch und schönstimmig, hat mich mit dreizehn zum ersten Mal in die Oper mitgenommen, zu Fidelio. Ich war überwältigt.“ Fidelio nimmt die Themen auf, die Schindels Leben von Anfang an bestimmt haben: Tyrannei, Gefangenschaft, Verfolgung und Rettung aus höchster Not.

Schindels Vater, René Hajek, war einen Monat vor der Befreiung im KZ Dachau als politischer Häftling erschossen worden, seine Mutter Gerty überlebte die KZs Auschwitz und Ravensbrück. Er selbst war sein erstes Lebensjahr als Robert Soel versteckt, im jüdischen Kinderspital in der Wiener Tempelgasse, damals Mohapl-gasse. Die Angst vor Dunkelheit, vor Wegsperrung und geschlossenen Räumen prägte seine Kinderjahre. Die Freiheitsoper Fidelio traf ihn im



Robert Schindel wurde 1944 in Bad Hall als Kind jüdischer Kommunisten geboren. Er überlebte die Verhaftung der Eltern, die, als elsässische Fremdarbeiter getarnt, von der Exil-KPÖ nach Österreich geschickt worden waren, um in Linz eine Widerstandsgruppe aufzubauen. Seine Mutter fand ihn erst nach dem Krieg wieder. Schindel, der zunächst Kommunist, später während der Siebzigerjahre Maoist war, schrieb bereits früh Lyrik und Prosa und ist seit 1986 freier Schriftsteller. Eine zentrale Rolle in seinem Werk spielt die Shoah und sein ambivalentes Verhältnis zu Wien, der „Vergessenheitshauptstadt“. 1992 erreichte Schindel mit seinem Roman „Gebürtig“ seinen literarischen Durchbruch, der 2001 mit Lukas Stepanik verfilmt wurde. 2010 veröffentlichte er das Stück „Dunkelstein. Eine Realfarce“ im Innsbrucker

Haymon Verlag, das sich mit dem Wiener Judenrat während der NS-Zeit und den Judenräten im Allgemeinen auseinandersetzt, die jeden Augenblick unter Lebensgefahr zwischen Pest und Cholera zu entscheiden hatten. 2011 erschien bei Suhrkamp der Essayband „Man ist viel zu früh jung“, in dem auch der Text „Es lacht die Aue“ über die Oper Parsifal enthalten ist.

2006 gründete Schindel gemeinsam mit Rudolf Scholten in Heidenreichstein Literatur im Nebel, das seither jährlich einem weltbekannten Autor oder einer Autorin ein zweitägiges Lesefestival widmet. Schindel ist Mitglied der Freien Akademie der Künste Hamburg und der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Seit 2009 leitet er an der Universität für Angewandte Kunst das Institut für Sprachkunst.

Die Freunde hörten John Coltrane und Bob Dylan. Schindel ging in den Musikverein und auf den Stehplatz in die Oper. „In der FÖJ (der kommunistischen Freien Österreichischen Jugend, Anm.) haben sie mich Beethoven gerufen.“

Innersten und wurde zu seinem musikalischen Leitstern. „Von einem Tag zum anderen ist das Leben ein anderes geworden. Fidelio ist lange meine Lieblingsoper geblieben. Die TeTe war gescheit und hat mich dann in Opern geführt, die nicht zu schwergewichtig waren und einem Buben wie mir gefallen mussten: Figaros Hochzeit. Freischütz. Seit damals bin ich klassikernarrisch. In der FÖJ (der kommunistischen Freien Österreichischen Jugend, Anm.) haben sie mich Beethoven gerufen.“ Die Freunde hörten John Coltrane und Bob Dylan. Schindel ging in den Musikverein und auf den Stehplatz in die Oper. Seither weiß er, wie einem das Kreuz wehtut, wenn man stundenlang auf der Galerie gestanden ist. Wie sich ein Rockkonzert anhört und anfühlt, weiß er nicht,

er hat sich da quer zu seiner Generation gestellt.

Das Freiheitspathos des Fidelio ergreift ihn nach wie vor. Wenn der gefangene Fidelio von Freiheit singt, reißt ihn das mit. „Für gutes Pathos habe ich eine Schwäche. Leider. Bestimmte Formen von Kitsch berühren mich, das gebe ich zu. Schiller war lange mein Hero. In meiner eigenen Kunstproduktion versuche ich, Pathos zu vermeiden, aber in der Oper lasse ich es zu.“ Und damit sind wir bei Richard Wagner.

Ich kenne Robert Schindel seit meiner Jugend, wir sind befreundet und wissen viel voneinander, aber von seiner Opernliebe hatte ich lange keine Ahnung. Er hat das verborgen, geradezu geheim gehalten. Sei-

ne Genossen in der Kommune Wien und in der maoistischen Bewegung hielten die Oper für eine Kunstform des Establishments, bürgerliches Zeug, Überbleibsel einer untergegangenen Epoche, und Schindel zog brav mit und versagte sich seine Leidenschaft für längere Zeit. Stattdessen entdeckte er den Avantgardefilm, Godard, Kubelka, Schröter, schrieb Filmkritiken und erste lyrische Texte, wurde Bibliothekar in der Wiener Hauptbücherei und Nachtredakteur bei Agence France Press. Als der lange Mai vorbei und der Kommunismus untergegangen waren, grub er tiefer und legte seine jüdischen Wurzeln frei. Anfang der Neunzigerjahre erschien „Gebürtig“, sein Durchbruch als Schriftsteller. Die Schoah war sein zentrales Thema geworden. Wenn wir einander



„Die Staatsoper hat sich seit meiner Jugend nicht verändert, fast überall bin ich schon gegessen oder gestanden, ich freue mich an der gewissen Feierlichkeit, die einen erfasst, wenn man hier hereinkommt.“



trafen, redeten wir über alles, nur nicht über Musik. Inzwischen hatte ich die Oper längst wieder, aber das fand ich erst heraus, als ich ihm einmal über den Weg lief und er gerade in eine Vorstellung ging. In welche? „Tannhäuser“, sagte er. Wagner! „Ich liebe Wagner“, sagte er und war schon weg.

Irgendwann fing ich an, ihn zu befragen wie Elsa von Brabant den Lohengrin. Ich liebe ja ebenfalls die Oper, gehe aber eher selten hin. Meine Leidenschaft gilt ausgefallenen, großartigen Inszenierungen, dem Schauen, dem Bühneneindruck, und mir reichen auch Übertragungen oder Aufzeichnungen, vor allem von Mozart. Schindel braucht das unmittelbare Klangerlebnis, das Eintauchen in den Ort des Geschehens. Er ist geradezu süchtig nach fast jeder Art von klassischer Musik. Opern sind für ihn Gefühlskraftwerke. Zwei- oder dreimal im Monat Oper, dazwischen Konzerte – in den letzten Jahren

nimmt er jede Gelegenheit wahr. „Das hat auch was Therapeutisches. Ich setze mich hin, entspanne mich, höre und fühle, kann das Denken ausschalten. Das ist wohltuend und befreiend bei dem ständigen Wortchaos in meinem Kopf. Und was Wagner anlangt: Zu seiner Zeit war das Pathos akzeptiert. Auch wenn man sich heute seine Texte ebenso wenig anhören kann wie viele Theaterstücke aus dem vorigen Jahrhundert – die Musik ist großartig. Der Ring, Tristan und Isolde, Tannhäuser, der Holländer, diese Geschichten von Suchen, Irren, Qual und Erlösung, das ergreift mich jedes Mal. Nur den Meistersingern gehe ich aus dem Weg. Das ist mir schon zu viel Nationaloper.“

Wir beschließen, miteinander in die Staatsoper zu gehen, zu Parsifal, einige Tage nach Ostern, in der Inszenierung von Christine Mielitz. Das Publikum ist festlich gestimmt und

gekleidet, bis auf einige Touristen, die in ihrer gewohnt nachlässigen Kluft daherkommen. Parsifal gehört zum Osterritual des Wiener Bürgertums. Wir sitzen halbmittig am Balkon, nicht die besten Karten, nicht die schlechtesten, dort, wo sich die Stammgäste einfinden. Vor uns nimmt eine Dame Platz, die sofort eine Partitur herauszieht und ihre Leselampe zückt, sie wird die Augen in den nächsten Stunden kaum heben. Auch anderen Leuten ist deutlich anzumerken, dass sie das Bühnengeschehen und auch diese Inszenierung oft erlebt haben. Der Dirigent Christian Thielemann wird mit frenetischem Beifall begrüßt. Punkt halb sechs geht es los, schon die Ouvertüre versetzt das Publikum in eine sanfte Trance, die, von zwei Pausen abgesehen, fünf Stunden andauern wird. Vor einigen Jahren habe ich diese Inszenierung mit Thomas Quasthoff als Amfortas gesehen, eine magische, aufwühlende Vorstellung,



die ich vom Parkett aus erlebte. Diesmal bin ich froh über die Distanz zur Bühne, denn da kann ich das Libretto genauer verfolgen, schließlich ist Robert Schindel ein Poet und Wortkünstler. Der Text ist einfach schrecklich, so viele „Heil dir“ auf einmal ...

Auch Schindel stört die verquaste Sprache, aber er nimmt sie hin, auch die weihevoll gedehnte Handlung des dritten Aktes. Dem Erlösungsgedanken kann er viel abgewinnen, es hat was Buddhistisches, sagt er, und die kunstvolle Musik wiegt sowieso alles andere auf. Schindel liebt die Leitmotive, das Literarische, das Rauschen und Schwelgen in Wagners Musik. „Der Steg, der von Natur in Kunst führt, ist das Religiöse“ hat er vor kurzem in einem Essay über Parsifal geschrieben. „In der Kunst Richard Wagners durchpochen – so scheint es mir – die erschütternden und erhabenen Themen der Menschen, die sich in alle Richtungen ausbreitende Zeit.“ Otto Schenk, der fast alle Opern von Wagner inszeniert hat, lässt in seinen Erinnerungen einen Zweiten Geiger Fol-

Oper? „Das hat auch was Therapeutisches. Ich setze mich hin, entspanne mich, höre und fühle, kann das Denken ausschalten. Das ist wohltuend und befreiend bei dem ständigen Wortchaos in meinem Kopf.“

gendes sagen: „Man kann sich den Wagner angewöhnen, aber man kann sich schwer den Wagner wieder abgewöhnen. Wenn man nach einem Wagner in eine andere Oper geht, kommt sie einem a bisschen dürftig vor. Man hat das Gefühl, die Direktion hat ein paar Musiker entlassen. Ganze Instrumente und Instrumentenreihen von Blechbläsern sitzen auf einmal nicht mehr da.“ Das dürfte auch für Schindel gelten.

Dem Wagnerkult, der heute wieder

modern geworden ist, hängt er nicht an. „Außermusikalische Gründe, die für viele Juden bis vor hundert Jahre galten, die zu den Deutschen gehören wollten und für die Wagner Bestandteil einer gelungenen Assimilation war, treffen auf mich nicht zu. Die offen judenfeindlichen Passagen halten sich seinem Werk in Grenzen, die waren eher zeitgeistig und die nehme ich halt mit. In der Musik spielen sie keine Rolle. Und ich bin ja auch kein Wagnerianer, der sonst nichts anderes gelten lässt. Ich liebe fast alles in der Klassik, auch in der klassischen Moderne. Mozart natürlich. Das ist ganz große Oper. Don Giovanni ist vielleicht sogar die Oper aller Opern. Die Geschichte der Hauptfigur ist auf den Punkt gebracht und dramaturgisch ausgewogen. Gleichzeitig hat Mozart alle Ambivalenzen des Verführers und Vergewaltigers Giovanni musikalisch ausgespielt, seinen widersprüchlichen Charakter. Das Interessante ist doch, dass ein Schurke auch viele sympathische Seiten aufweist. Don Juan ist immer auf der Suche, von der Verführung verführt und in die Verliebtheit verliebt. Aber sobald es

„In der Kunst Richard Wagners durchpochen – so scheint es mir – die erschütternden und erhabenen Themen der Menschen, die sich in alle Richtungen ausbreitende Zeit.“

ernst zu werden droht, funktioniert es nicht mehr – ein Thema, das heute aktueller ist denn je.“

Ihn faszinieren natürlich auch die musikalischen Adaptionen von großer Literatur, etwa durch Verdi. „Macbeth ist nicht nur musikalisch eine sehr schöne Oper, sondern auch literarisch interessant. Fast alles, was das Stück erzählt, kommt auch in der Oper vor, ungemein verdichtet. Ich würde sogar so weit gehen, Macbeth als kongeniale Adaption zu bezeichnen. Alles ist da: Liebe, Eifersucht, Rache, Machtgier, Wahnsinn, in einem bedrohlichen und aufwühlenden musikalischen Rahmen.“

Schubert, Beethoven, Brahms, Webern, Mendelssohn Bartholdy, Puccini, Tschaikowsky, Rimski Korsakow, Orff, sie stehen alle auf Schindels Liste. Ebenso Schönberg, Berg, Janáček. „Janáček verehere ich sehr. Das Totenhaus ist eine fantastische Oper, die all das, was man sich von einer Oper erträumt, einlöst und tatsächlich ein Gesamtkunstwerk ist, ein Verschmelzen von Alt und Neu. Und dann Strawinsky, Stockhausen. Ich bin eben unersättlich, was Musik anlangt. Außer Barockopern. Bach und Händel, da bin ich reserviert, Operetten mag ich gar nicht, und auch Johann Strauss sagt mir wenig. Rossini langweilt mich. Aber das hat mit persönlichem Geschmack zu tun, ich hüte mich vor einem Urteil.“ Gibt es einen Lieblingskomponisten? „Gustav Mahler. Ihm fühle ich mich verwandt, bin es auch weitschichtig. Mahler versuchte, Unvereinbares zu vereinen, Hohes und Niedriges zusammenzubringen und gleichzeitig das Pathetische, das Erhabene zu brechen. Das ist sehr modern. Auch Richard Strauss steht mir nahe, wegen seiner Gemeinsamkeiten mit Mahler (und Wagner, würde ich sagen). Arabella, Elektra, Salome, das sind wirklich große Opern.“

Zuletzt haben wir uns bei einem Stadtpaziergang getroffen, besuchen das leere Opernhaus. Er genießt das Ambiente hier. „Die Staatsoper hat sich seit meiner Jugend nicht verändert, fast überall bin ich schon gesessen oder gestanden, ich freue mich an der gewissen Feierlichkeit, die einen erfasst, wenn man hier hereinkommt. Aber ich fahre auch sehr gerne zu Festspielen, nach Erl in Tirol und natürlich nach Salzburg. Dabei bin ich keineswegs ein Experte! Ich höre meist gar nicht die musikalischen Feinheiten, die die Kritiker bewegen, mich regt auch nicht jeder Kickser auf, wenn die Inszenierung spannend ist. Das ist sie leider nicht

sich um das Wendejahr 1986, als in Österreich drei große politische Kämpfe ausbrachen: Die Kontroverse um den Präsidenten, Kurt Waldheim, der Kampf um ein Denkmal, nämlich das Mahnmal gegen Krieg und Faschismus von Alfred Hrdlicka und schließlich die wüsten Krawalle um das Burgtheater und seinem neuen Direktor Claus Peymann, der sofort mit dem Stück Heldenplatz von Thomas Bernhard die Öffentlichkeit polarisierte und auch im Ensemble des ehrwürdigen Hauses heftig umstritten war. Robert Schindel hat mehr als zwei Drittel fertig, das Buch soll im Frühjahr 2013 bei Suhrkamp erscheinen. Das bedeutet,



Helene Maimann und Robert Schindel beim gemeinsamen Unterwegs-Sein

immer, wie zuletzt bei Titus von Mozart hier in Wien.“

Zur Zeit treibt es ihn fast unentwegt in die Staatsoper und in die Konzertsäle, das hängt auch mit seiner intensiven literarischen Produktion zusammen, für die er diesen Ausgleich braucht. Er schreibt an einem neuen Roman, „Der Kalte“, die Geschichte eines ehemaligen politischen Häftlings, Schreiber des SS-Standortarztes in einem Konzentrationslager. Der Roman zentriert

dass er heuer noch viel Schreibarbeit vorhat und die Musik ihn oft auf ihre Schwingen wird nehmen müssen ...

Soeben hat er angerufen. „Ich war in den Gurre-Liedern, im Musikverein, mit den Philharmonikern unter Zubin Mehta. Es war toll! Und wie geht's dir?“ Gut, auch ich arbeite viel, aber auf mein nächstes Konzert muss ich noch einen Monat warten. Aber dann! Eric Burdon and The Animals. In der Wiener Staatsoper.

„Sie wollen gehasst werden“

Die in Paris lebende Historikerin Diana Pinto hält nichts vom Alarmisten, die einen neuen Antisemitismus oder einen zweiten Holocaust an die Wand malen. NU erklärte sie, warum sich Juden heute anders definieren müssen als als bedrohtes Volk.

VON DANIELLE SPERA (INTERVIEW) UND CHRISTIAN MÜLLER (FOTOS)

NU: Die Erfolge der Rechtsnationalistin Marine Le Pen bei den französischen Wahlen und der Einzug der griechischen Neonazis ins Parlament haben Europa schockiert. Sehen Sie eine Gefahr für eine offene und pluralistische Gesellschaft?

Pinto: Die beiden sind unvergleichbar. Wir haben zwar rechtsextreme Parteien, die stark gewonnen haben, doch die griechischen Neonazis haben eine andere Agenda als sagen wir Marine Le Pen. Beide sind natürlich verachtenswert. In Frankreich gibt es eine neue Generation an potenziellen Wählern rechtsextremer Parteien. Für sie sind die Araber, die muslimischen Franzosen ein Thema. Die jugendlichen Arbeitslosen sehen die muslimische Bevölkerung als Feindbild. Antisemitismus ist für sie kein Thema. Die Schoah ist für sie ferne Geschichte und außerdem sind sie keine Nazis. Man muss klar unterscheiden, um welches Land es sich handelt. Jedes Land hat seine eigene Vergangenheit. In Griechenland gab es die Militärdiktatur, Kommunismus. Seit Jahren steckt Griechenland in einer tiefen Wirtschaftskrise, dadurch kommen Vergleiche zu den 1930er-Jahren auf, natürlich nur in einem psychologischen Sinn.

Welche Auswirkungen hat der Aufstieg der Front National in Frankreich?

An der Spitze der Front National hat es eine Änderung gegeben. Da verfolgt Marine Le Pen nicht mehr die Linie des Vaters. Man muss allerdings auch sehr aufpassen, wenn man sagt, dass Marine Le Pen eine andere Einstellung zu Israel habe als



Diana Pinto (geb. 1949) ist eine in Paris lebende Historikerin und Schriftstellerin. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehört die Entwicklung der jüdischen Gemeinden in Ost- und Westeuropa nach dem Wendejahr 1989. Sie ist mit dem französischen Politikwissenschaftler, Autor und Publizisten Dominique Moïsi verheiratet.

ihr Vater. Bevor Jean-Marie Le Pen die politische Bühne betrat, hatte er eine Schallplattenfirma, die Folksongs produzierte. Er hat auch eine Reihe mit israelischen Liedern produziert. Menschen wie er waren immer von Israel angezogen. Sie sahen in Israel ein starkes Land, das sich von den Arabern nichts gefallen lässt. Das hat ihnen imponiert. Vor allem nach 1967. Das hat ihn aber nicht daran gehindert, gleichzeitig zu behaupten, die Juden hätten zu viel Einfluß oder der Holocaust sei eine Fußnote der Geschichte. Israel ist bewundert worden, aber unter dem Motto: So lange die Juden nicht zu uns kommen, passt das schon. Le Pen war ein meisterlicher Provokateur.

Sie haben gerade angesprochen, dass Le Pen Israel bewunderte, auch vom norwegischen Attentäter Breivik kamen positive Worte über Israel.

Ja, ich frage mich: Brauchen wir solche Freunde? Sie sehen in Israel den einzigen Rammbock gegen den radikalen Islam. Ein Staat, in dem „weiße“ Menschen leben, sie erkennen ja die Falaschas (äthiopische Juden, Anm.) nicht an. Sie bewundern Israel als eine starke Militärmacht, die sich zu verteidigen weiß. Ich habe



„Juden sind als Symbol sichtbar. Es gibt 14 Millionen Juden auf der Welt. Das ist weniger als die statistische Fehlerquote in der chinesischen Volkszählung. Dennoch konzentriert sich immer alles auf die Juden.“

das Gefühl, dass Israel und viele Juden einen wichtigen Punkt nicht erkennen. Sie konzentrieren sich zu sehr auf das Thema Antisemitismus. Da werden oft die Begriffe mißbräuchlich verwendet. Natürlich gibt es Komponenten von Antisemitismus unter den muslimischen Jugendlichen. Aber zu sagen, dass Europa antisemitisch sei, das heißt nette Ausreden zu finden, um sich nicht mit den eigentlichen Problemen beschäftigen zu müssen.

Geht das so weit, dass man vermeidet – wie Sie es einmal beschrieben haben – „jüdische“ Themen, oder Israel in nichtjüdischer Gesellschaft zu besprechen?

Natürlich gibt es Juden, die es vermeiden, in nichtjüdischer Gesell-

schaft über Israel zu sprechen. Vermutlich hören sie da Dinge, die sie lieber nicht hören wollen. Ich kann da nur aus einer westeuropäischen Perspektive sprechen. Aber es gibt ja auch keine mitteleuropäische Perspektive. Schauen Sie nur Polen an. Wenn es ein Land gegeben hat, das wirklich antisemitisch war, dann war das Polen. Dort hat man sich aber mit dieser Vergangenheit auseinandergesetzt. Heute ist Polen auf einem ungleich anderen Weg. Ich sage immer, nicht der Antisemitismus hat den Holocaust in die Wege geleitet. Sonst wären vermutlich die Polen die Haupttäter gewesen. Nein, es war eine verrückte Rassistheorie, die vom damals mächtigsten Land Europas, von Deutschland, ausgegangen ist. Wir müssen verstehen,

wo unsere Feinde sind, und wir haben Feinde.

Mir ist es passiert, dass ich in einer Konversation in Wien gesagt bekam, dass die Juden am Irak-Krieg schuld seien.

Nirgendwo in Westeuropa habe ich in Konversationen gehört, dass Juden hinter dem Irak-Krieg gestanden hätten. Österreich ist vermutlich anders. Es ist ein Spezialfall, da es sich nie richtig von seiner Vergangenheit oder vom Antisemitismus gereinigt hat. Aber ich kann nur sagen, dass es ein europäisches Land gibt, das noch schlimmer ist – Ungarn. Österreich hat sich sicher zu wenig mit seiner Vergangenheit auseinandergesetzt. Jedes Mal wenn ich hier bin, spüre ich Strömungen,

Danielle Spera und Diana Pinto im Gespräch



die von unerledigten Problemen herrühren. Als ich im Jänner hier war und die Ereignisse um den Wiener Burschenschafter-Ball mitverfolgte. In dieser Beziehung fühle ich mich in Deutschland wohler. In Österreich hat es sicher auch mit der Größe des Landes zu tun. Kleine Länder sind fragil.

Hier spüren Sie vielleicht die Strömungen, aber in Frankreich, wenn wir nur an die Morde von Toulouse denken, oder in Deutschland an die Neonazi-Morde, da herrscht Gewalt.

Ja, hier haben wir Konversation, dort Kugeln. Es gibt immer die Gefahr, dass ein Einzelgänger durchdreht. Juden sind als Symbol sichtbar. Es gibt 14 Millionen Juden auf der Welt. Das ist weniger als die statistische Fehlerquote in der chinesischen Volkszählung. Dennoch konzentriert sich immer alles auf die Juden. Ich möchte die Gefahr nicht unterschätzen. Aber es gibt keinen Staat in Europa, der Antisemitismus als Ideologie hätte oder dessen Einrichtungen diese Strömungen unterstützen würden. Nicht einmal in Ungarn, dort spielen sie mit der populistischen Karte. Aber Orbán ist viel zu intelligent. Es existieren freundliche Beziehungen zu Israel. Jobbik ist da schon etwas anderes. Wenn es mehr Moslems in Ungarn gäbe, würde man sich darauf konzentrieren. Ungarn ist ein Land, das die Ergebnisse von Trianon nie verdaut hat (Anm. der Red: Der Friedensvertrag von Trianon besiegelte nach dem 1. Weltkrieg, dass zwei Drittel des Territoriums des historischen Königreichs Nachbar- und Nachfolgestaaten zufielen). Ich finde, das sind kranke Gesellschaften, die ihre Vergangenheit nicht bewältigt haben. Dagegen müssen wir kämpfen.

Sie hören – auch bei den Entwick-



„Wir erleben keine Wiederholung der 1930er-Jahre. Wir sind wie verwöhnte Kinder. Die Griechen haben zwanzig Prozent ihrer Einkommen verloren. Aber denken Sie an die 1930er-Jahre, da hatten die Menschen gar kein Einkommen. Es ist die erste große Krise, die wir seit dem Zweiten Weltkrieg meistern müssen, daher sind die Menschen darauf nicht vorbereitet.“

lungen in Ungarn – keine Alarmglocken?

Wir als Juden werden weiter existieren. Ich bin aber auch überzeugt davon, selbst wenn Israel Frieden mit allen arabischen Staaten schließen würde, gäbe es kein Ende der Anwürfe und Ressentiments. Die Juden sind eine kleine, erfolgreiche und überwältigend präzente Minderheit mit diesem riesigen symbolischen Horror hinter sich, der jetzt musealisiert und monumentalisiert wird. Natürlich macht es eifersüchtig zu sehen, dass Juden immer und überall präsent sind. Das haben die Leute satt. Leider müssen wir damit leben. Ich bin daher gar nicht optimistisch. Ich glaube, all jene, die sagen, Ihr müsst nur einen palästinensischen Staat neben Israel zulassen, dann werdet ihr in Ruhe leben, irren sich gewaltig. Mein En-

agement für eine zwei-Staaten-Lösung ist ungebrochen, auch wenn ich glaube, dass es dafür schon zu spät ist. Unsere Geschichte ist zu lang, als dass wir eine so einfache Lösung erleben werden. Ich sehe kein Happy End, aber im Vergleich zu 1930 leben wir im Paradies, auch wenn wir mit einem geisteskranken Täter wie in Toulouse oder mit fundamentalistischen Terroristen konfrontiert sind.

Sie behaupten, dass die Angst vor Antisemitismus in Europa übertrieben sei. In einem Interview meinten Sie aber, dass Sie vermutlich Angst hätten, wenn Ihr Sohn mit einer Kippa durch bestimmte Gegenden von Paris ginge. Ist das nicht ein Widerspruch?

In der Peripherie von Paris kommt es manchmal zu antisemitischen Ausschreitungen. Allerdings ist dort viel geschehen. Es gibt einen moslemisch-jüdischen Dialog. Filme beschäftigen sich mit der gemeinsamen Vergangenheit. In den öffentlichen Schulen kommen Juden und Muslime zusammen. Frankreich ist in einer heikleren Position als z.B. Großbritannien oder Deutschland, denn seine muslimischen Zuwanderer sind Araber, in Deutschland sind die Türken, in Großbritannien kommen sie aus dem asiatischen Raum. Die neuen Zuwanderer haben eine leidenschaftliche Verbindung mit ihrer Heimat. Durch die Führung der Muslime und der Juden gab es ein Aufeinanderzugehen. Nach den Morden von Toulouse hat die muslimische Führung die Tat aufs Schärfste verurteilt. Heute gibt es auch eine strenge Gesetzgebung bei antisemitischen Übergriffen. Gleichzeitig verharren die ultraorthodoxen Juden in einer Verteidigungshaltung. Sie leben in ihrer eigenen Welt. Sie betrachten ihre Umgebung durch den Blick aus dem Warschauer Ghetto. Ich finde

das respektlos gegenüber den wirklichen Opfern des Horrors. Jeder der behauptet, wir durchleben wieder solche Zeiten, lässt Respekt vermissen.

Diese Gruppe wird aber größer.

Ja, und es gibt ihnen eine starke Identität. Sie wollen nicht geliebt werden, sie wollen gehasst werden und sie genießen es, unter dem Eindruck zu leben, dass sie in Bedrohung leben. Aber da gibt es Grenzen. Niemals hat es in Europa ein derart perfekt funktionierendes jüdisches Leben gegeben wie heute, gleichzeitig hört man ständig Pessimismus. Wenn jemand aus dem 18. Jahrhundert heute in eine jüdische Gemeinde käme, würde er glauben, er sei im Paradies gelandet. Ja, wir sind mit ausgerasteten Extremisten konfrontiert, die einen Vater und seine Kinder vor einer Schule erschießen. Aber das müssen wir als das nehmen, was es ist und nicht von Vorboten des neuen Horrors sprechen. Ich kann nicht akzeptieren, dass Antisemitismus und die Schoah banalisiert werden. Das würde die Opfer verhöhnern.

Man hört jetzt immer wieder das Argument, dass die aktuelle wirtschaftliche und Währungskrise in Europa schon bald mit der Situation in den 1930er-Jahren vergleichbar sein wird – auch mit dem Auftauchen neuer radikaler politischer Bewegungen.

Wir erleben keine Wiederholung der 1930er-Jahre. Das ist meine Überzeugung als Historikerin. Wir sind wie verwöhnte Kinder. Die Griechen haben zwanzig Prozent ihrer Einkommen verloren. Aber denken Sie an die 1930er-Jahre, da hatten die Menschen gar kein Einkommen. Es ist die erste große Krise, die wir seit dem Zweiten Weltkrieg meistern müssen, daher sind die Menschen darauf nicht vorbereitet. Wenn wir

den jüdischen Aspekt ansehen: Es wird dadurch die jüdische Welt nicht dezimiert. Juden leben auf der ganzen Welt. Europa ist nicht mehr das Zentrum des jüdischen Lebens. Ich würde keinen Vergleich wagen, zwischen dem staatlich gesteuerten Antisemitismus der Massenbewegungen und den heutigen Spurenelementen des Antisemitismus, die vielleicht aus Neid entstanden sind. Meine leider nicht rosige Einschätzung ist, dass unsere Gesellschaft a-semitisch wird. Die Menschen sind nicht antisemitisch oder philosemitisch. Sie sagen: Ja, da gibt es Juden, die wollen ihre eigenen Sachen machen, ok, sollen sie. Aber warum sollen wir dann ständig über sie reden? Müssen wir sie ständig verstehen, müssen wir sie ständig beschützen? Ich bin doch eher an Buddhismus interessiert und will nach Tibet gehen. Also lasst mich doch endlich mit der Schoah oder Israel zufrieden. Ich lasse sie leben und sie sollen mich leben lassen. Es ist für viele Juden erschreckend: Die Idee, die Juden könnten unsichtbar werden. Daher ergreift man jede Gelegenheit, um darauf hinzuweisen: Man will uns auf den Straßen von Toulouse töten, die Neonazis in Deutschland sind hinter uns her, Jobbik will uns an den Kragen. Es ist, als ob wir das für unsere Identität bräuchten. Ich finde das sehr gefährlich.

Das heißt, sich neu zu definieren.

Eines der wichtigsten Dinge, um jüdisches Leben in Europa zu erneuern, ist, dass andere Gründe jüdisch zu sein überwiegen – positive Gründe, kulturelle, ethische, philosophische, religiöse. Das würde gleich einen großen Unterschied machen. Ich will nichts herunterspielen, aber ich habe manchmal das Gefühl, wir leben heute in einer verkehrten Welt. Vor der Schoah mussten sich Juden, wenn sie aus dem Haus gin-

„Die Idee, die Juden könnten unsichtbar werden, ist für viele erschreckend. Daher ergreift man jede Gelegenheit, um darauf hinzuweisen: Man will uns auf den Straßen von Toulouse töten, die Neonazis in Deutschland sind hinter uns her, Jobbik will uns an den Kragen. Es ist, als ob wir das für unsere Identität bräuchten. Ich finde das sehr gefährlich.“



gen, vor Diskriminierung und Verfolgung fürchten. Wenn sie wieder zu Hause waren, konnten sie sich ruhig und sicher fühlen. Heute leben wir ein normales Leben, wenn wir aus dem Haus gehen, aber wenn wir zurück in unsere Gemeinden kommen, werden wir gequält. Da können wir dann unsere jüdische Angst ausleben. Gehen wieder dann aber wieder hinaus, sind wir wie alle anderen auch. Das heißt, wir sind da in zwei verschiedenen Welten.

Wenn Sie Unsichtbarkeit ansprechen, das geht aber nicht weit genug, denn die Medien schreiben weiterhin ständig über Israel, als ob es keinen anderen Krisenherd gebe. Ich sprach von der Zivilgesellschaft. Was die Medien anlangt, kann ich nur sagen, dass in Frankreich, wo ich lebe, das Thema ständig von jüdischen Journalisten selbst kom-

mentiert wird. Die Medien in Frankreich haben es schon satt, ständig über einen Konflikt zu berichten, für den es ohnedies keine Lösung zu geben scheint. Ich habe den Eindruck, dass es den Journalisten um ganz andere Themen geht. Ich bin erstaunt, wie viele jüdische Verteidigungsseiten es im Internet gibt, die sogenannten Jewish Defense Sites. Da wird jeder Satz interpretiert, ob nicht vielleicht doch etwas Antisemitisches drinnenstecken könnte. Da muss man schon sehr aufpassen, dass man nicht übertreibt. Wenn wir über Israel-Kritik sprechen, dann ist das, was die europäischen Zeitungen schreiben Peanuts im Vergleich zu dem, was in der israelischen Zeitung „Haaretz“ steht. Aber da ist es ja von nichtjüdischen Journalisten geschrieben und daher spricht man gleich von einem Auftakt zu Auschwitz. Aus dieser Falle

müssen wir heraus. Bitte laßt uns doch die Dimensionen im Auge behalten, sonst rufen wir ständig, „Wolf, Wolf, Wolf“, obwohl keiner da ist. Aber vielleicht kommt eines Tages dann tatsächlich ein Wolf und alle sind ob unserer ständigen Rufe schon ermattet und kommen nicht mehr zu Hilfe. Und das ist schlecht für die Juden. Wir packen das Problem völlig falsch an.

Österreich ist da sicher anders. Da berichten die Medien weiterhin ständig über Israel und viele jedenfalls nicht ausgewogen.

Ich kann die österreichische Situation nicht beurteilen, dazu kenne ich sie zu wenig. Aber ich beobachte Großbritannien seit Langem. Dort erlebe ich tatsächlichen Antizionismus und den Wunsch, dass Israel besser nicht existierte. Großbritannien, das keine Holocaust-Schuld

auf sich geladen hat, behandelt Israel aus einer post-kolonialen, post-imperialen Position. Ich glaube, es gibt kein Land in der westlichen Welt, das derartige Positionen gegenüber Israel einnimmt wie Großbritannien. In diesem Kontext ist festzuhalten, dass es kein Europa gibt. Jedes Land hat eine eigene Geschichte und Gegenwart. Doch auch für die österreichische Perspektive gilt, Kritik nicht sofort als Antisemitismus zu werten, da gerät man leicht in eine Falle, in eine Spirale, aus der man schwer herausfindet.

Wie beurteilen Sie die jüngsten Ereignisse in Israel, die Vorfälle radikaler Religiöser, die sich Übergriffe leisten?

Wir hören jetzt immer von diesen Skandalen. Aber tatsächlich hat sich Israel gewandelt. In einer sekulären Gesellschaft gibt es jetzt stärkere religiöse Komponenten, aber auch die Orthodoxie nimmt am modernen Leben teil. Die kleine, sehr radikale Gruppe wird auch von der Orthodoxie in Israel scharf kritisiert. Das sollte man in einem demokratischen Kontext gut lösen können, wie in jeder Demokratie extremistische Tendenzen bekämpft werden sollen – mit der komplexen Situation, dass Israel keinen offiziellen säkularen Raum hat. Von diesem Standpunkt aus gesehen ist Israel nur teilweise eine Demokratie. Ein Platz, an dem man ohne religiöse Identität eigentlich nicht sein kann. Denken Sie nur an die Zivilehe, die es in Israel nicht gibt. Ich glaube nicht, dass es eine große Auseinandersetzung zwischen Religiösen und Säkularen geben wird. Die Radikalen werden zurückstecken müssen. Ich mache mir keine Sorgen, es gibt dort eine starke Zivilgesellschaft, voller Probleme, aber stark und lebendig. Alles in allem ist die Gesellschaft religiöser geordnet.

Sie haben eine Menge über die jüdische Identität in Europa nach dem Zusammenbruch des Kommunismus publiziert. Ihre These ist, dass Europa zur dritten Säule der jüdischen Identität auf der Welt, am Kreuzungspunkt einer neu verstandenen Vergangenheit und einer pluralistischen und demokratischen Zukunft werden könnte. Wie sehen Sie das heute?

Es gibt Juden in Europa, aber es gibt keine europäisch-jüdische Identität, denn es gibt momentan auch kein Europa als solches. Jedes Land taucht in seine eigene Geschichte der nationalen Identität ein, egal, von wo man gekommen ist. Juden aus dem Maghreb überdenken die Kraft und Kontinuität der alten französischen Israeliten, sowjetische Juden entdecken die Geschichte und den Reichtum des deutschen Judentums vor der Schoah, libysche Juden lernen über das italienische Renaissance-Judentum. Wir haben also eine Trennung von der orthodox-zionistischen Position, der zufolge die Juden in Europa wie Lämmer in die Gaskammern von Auschwitz marschiert sind, weil sie zu assimiliert waren. Die Neubewertung der jüdischen Geschichte ist ein wichtiger Schritt, um zu verstehen, dass diese Leute ihre Jüdischkeit nicht verloren haben, sie haben für die Rechte in der jeweiligen Gesellschaft gekämpft, in der Hoffnung, es sich würde aus dem Nationalen eine europäische Position herauskristallisieren. Aber warum sollen die Juden europäischer sein als die Europäer. Ich mache da keinen Schritt zurück, aber ich sehe das Realitätsprinzip, das besagt, dass man sich mehr in der nationalen Vergangenheit verankert fühlt. Ich weiß nicht, wie das in Österreich gesehen wird, aber es gab eine Verbindung zwischen den Juden und dem Habsburgerreich. Heute gibt es eine Neubewertung der großen Rabbiner,

der Intellektuellen, des Gemeindelebens, die dem klassischen zionistischen Bild des Diaspora-Juden, der nichts versteht und wie gelähmt in die Tragödie taumelt, widerspricht. Das ist auch wichtig für Israel, zu erkennen, dass nicht alles schwarz-weiß ist. Ich denke, es gibt in den europäischen jüdischen Strukturen ein ziemliches Versagen. Die nationalen jüdischen Organisationen haben das nicht ernst genug genommen. Es ist ganz anders als in den USA. Es genügt nicht, ein russischer Millionär zu sein, um Präsident einer großen europäisch-jüdischen Vertretung zu sein. Russland ist nicht Europa. Hat man da jeden Respekt vor einer europäischen Idee verloren? Ich finde diese Entwicklung gefährlich. Sie zeigt, dass die jüdischen Gemeinden die europäische Nachkriegsperiode nicht ernst genug nehmen.

Sie haben gehofft, dass sich nach dem Zerfall des Kommunismus in Europa eine jüdische Identität entwickelt?

Das hätte geschehen können. Ich war optimistisch, aber eigentlich in einem Sinn, dass man einen neuen jüdischen Lebenszyklus entwickeln könnte. Um Israel und seinen paranoiden Blick auf die Welt zu beruhigen. Leider hat sich keine starke europäisch-jüdische Präsenz entwickelt. Vielleicht wollten das die USA und Israel auch verhindern. Wenn in Israel Konferenzen stattfinden, dann wird den Stimmen aus Europa ein Bruchteil an Redezeit überlassen. Das ist sicher ein Symbol. Gleichzeitig erleben wir eine Renaissance von jüdischem Leben. Vom Studium der Tora bis zu jüdischer Küche. Ich bin in den USA aufgewachsen. Als ich nach Italien zurückkam, hatte ich einen Schock, da war nichts an Jüdischem, keine Geschäfte, nichts. Außer einem Büro, wo man sich für die Auswanderung

„Österreich ist ein Spezialfall, da es sich nie richtig von seiner Vergangenheit oder vom Antisemitismus gereinigt hat. Aber ich kann nur sagen, dass es ein europäisches Land gibt, das noch schlimmer ist – Ungarn.“

nach Israel anmelden konnte. Heute ist das anders, die jüdische Geschichte in Europa wird anerkannt. Synagogen, Friedhöfe werden renoviert, es gibt jüdische Musikfestivals, überall jüdische Museen. Das sollte man als Fortschritt sehen. Ein wichtiger Fortschritt für Europa und seine jüdischen Gemeinden. Doch am meisten zählt, dass sich jüdisches Leben fortsetzt.

Sie schreiben über multiple Identitäten und Loyalitäten, nicht nur für Juden. Mehrfache Loyalitäten sind jedoch nur möglich, wenn Menschen sich wie loyale Bürger verhalten, die demokratischen Regeln und rechtlichen Rahmenbedingungen der jeweiligen Länder anerkennen – das ist leider manchmal nicht der Fall.

Es ist eine Frage der Zeit. Vielleicht leben wir jetzt in einer Zeit der Extreme. Die jungen Leute werden sicher auch erwachsen werden. Gesellschaften würden besser funktionieren, wenn Menschen nicht hundertprozentig etwas Bestimmtes sein wollen. Man ist ja so viel in einer Person: Mutter, Ehefrau, Kind, steht im Berufsleben, ist religiös. Mit diesen verschiedenen Identitäten kann man auch Spannungen verringern. Wenn man arbeitslos ist, diskriminiert und als wertlos betrachtet, das heißt den Wunsch, einmalig zu sein, an. Da trifft die Wirtschaftskrise die jungen Leute und es ist kein Zufall, dass sich junge Leute den extremen Parteien zuwenden. Sie glauben, dass die etablierten Parteien ihnen keine Chancen mehr bieten. Gleichzeitig ist Frankreich stark von seinen Zuwanderern beeinflusst, die Kultur, die Lebensform ist von der Einwanderung geprägt. Nach dem Wahlsieg von Hollande sah man junge Leute, die die algerische Fahne geschwenkt haben. Manche sahen darin ein antisemitisches Statement, ich sage, das ist Teil ihrer Identität. Da gab es



syrische Fahnen, aber das sind die Assad-Gegner. Da ist eine Mischung der Identitäten, dafür ist eine freie Gesellschaft nötig, die Ankommende willkommen heißt. Wenn das Gebäude in der Vergangenheit ruht, kann man schwer eine nach vorn gerichtete Gesellschaft etablieren. Da mache ich mir für Zentral- und Osteuropa Sorgen. Nicht für alle Länder, Polen etwa ist eine Ausnahme. Da kommt auch die Demografie ins Spiel. Ich glaube, dass Länder, die früher riesige Reiche waren und heute amputiert sind, lange unter ihrer Vergangenheit leiden. Österreich oder Ungarn. Mit Sicher-

heit war das das eigentliche Drama des Ersten Weltkrieges. Die Shoah war nur eine Folgeentwicklung. Im Ersten Weltkrieg waren Menschenleben nichts wert. Da wurde mit Gas angegriffen und da konnte man dann Bewegungen etablieren, wo Menschenleben nichts wert waren. Diese Länder müssen mit den heutigen Problemen umgehen, haben aber noch ihre ungelösten Probleme und Geister aus der Vergangenheit. Damit muss man sich auseinandersetzen. Das ist schmerzhaft, aber es muss sein. Nicht von den Juden oder einer anderen Gruppe, es müssen die Österreicher tun.



Politik am Plakat: So sieht Benetton den Friedensprozess.

Bibis großer Schachzug

Die große Koalition in Israel hätte die Chance, eine neue Innen- und Außenpolitik zu gestalten. Gemessen werden wird sie an ihren Fortschritten beim Friedensprozess mit den Palästinensern.

VON JOHANNES GERLOFF, JERUSALEM

Am späten Montagabend des 7. Mai 2012 hegte niemand mehr Zweifel, dass in Israel Neuwahlen angesagt waren. Der 4. September stand als Wahltag bereits fest. Doch während das israelische Parlament über seine Selbstauflösung beriet, verhandelten die politischen Erzfeinde Benjamin Netanjahu und Schaul Mofas unbeachtet hinter verschlossenen Türen. In den Wochen zuvor hatte der neu gewählte Kadima-Chef Mofas die Re-

gierung Netanjahu noch als „scheiternde Regierung“ bezeichnet, der er sich niemals anschließen werde und den Regierungschef öffentlich als „Lügner“ beschimpft. Doch dann traten die beiden in den ersten Stunden des 8. Mai vor die Presse und verkündeten ihre Regierung der nationalen Einheit. Selbst chronisch kritische Kommentatoren äußerten sich erstaunt-bewundernd über „Bibis Schachzug“ und räumten ein, die

strategischen Fähigkeiten des Premiers unterschätzt zu haben.

Drei Urteile des Obersten Gerichtshofs Israels hatten Netanjahu zu Neuwahlen bewogen. Zwei betrafen israelische Siedlungen, in denen Häuser widerrechtlich auf palästinensischem Privatland gebaut worden waren. Die obersten Richter verlangten, diese Gebäude müssten bis 1. Juli respektive 1. August ver-

Netanjahu hat in den kommenden Monaten eine einzigartige Möglichkeit, Israel als jüdischem Staat und gleichzeitig als Demokratie eine stabile Rechtsgrundlage zu geben.

schwinden. Netanjahu sah sich in der Zwickmühle: Entweder die Siedler verprellen, oder sich gegen den Gerichtsbeschluss stellen und eine beträchtliche Einbuße an Glaubwürdigkeit in der Öffentlichkeit in Kauf nehmen.

In einem weiteren Entscheid hatte das Oberste Gericht das sogenannte „Tal-Gesetz“ aus dem Jahr 2002 für verfassungswidrig befunden und bestimmt, die Knesset habe bis zum 1. August eine grundgesetzkonforme Regelung zu finden. Das Tal-Gesetz befreit Talmudschüler vom Wehrdienst, eine Regelung, die bereits seit der Staatsgründung besteht. Die Gleichstellung beim Militärdienst hätte Netanjahu mit einer Regierungskrise bezahlt. Im Falle einer Änderung der Regelung drohen seine ultraorthodoxen Koalitionspartner mit Widerstand. Eine Beibehaltung dieser Ungleichbehandlung verärgert aber seine säkulare und national-religiöse Wählerschaft, die sich von ultraorthodoxen und arabischen Staatsbürgern ausgenutzt fühlt.

Die langjährige Oppositionsführerin Zippi Livni hatte sich in den vergangenen Jahren mit ihrer Rhetorik gegen Netanjahu so weit verstiegen, dass ein Schulterschluss mit dem ideologisch eigentlich eng Verwandten unmöglich schien. Ende März wurde Schaul Mofas, ehemaliger Generalstabschef und Verteidigungsminister, zum Kadima-Vorsitzenden gewählt. Aktuelle Umfragen prophezeiten der Partei bei einem Urnengang einen Absturz von 28 auf zwölf Abgeordnete. Deshalb sprang Mofas zur Rettung seiner Partei über den eigenen Schatten und erklärte sich zur Koalition bereit.

Benjamin Netanjahu steht nun der breitesten Koalition in der Geschichte Israels vor, hat sieben Parteien vereinigt und 94 von 120 Abgeordneten

hinter sich. Als Opposition bleiben unter der Führung der Sozialistin Schelly Jachimowitsch noch 26 Abgeordnete aus sechs Parteien.

Der Koalitionsvertrag spricht von „historischen Herausforderungen“, die eine breite Regierungsbasis erfordern und setzt vier Prioritäten: 1.) Ein neues Wehrdienstgesetz bis Ende Juli 2012; 2.) einen Staatshaushalt, der den sicherheits-, wirtschafts- und sozialpolitischen Herausforderungen gerecht wird; 3.) eine Reform des Regierungssystems bis Ende 2012 und 4.) den Friedensprozess mit den Palästinensern.

Ferner wurde vereinbart, dass Mofas stellvertretender Regierungschef und Mitglied im Sicherheitskabinettt wird, Vorsitzender des Außen- und Verteidigungskomitees der Knesset bleibt und seine Partei das Finanzkomitee sowie einen weiteren permanenten Arbeitsausschuss im israelischen Parlament bekommt.

Israel wäre nicht Israel, wäre dieser politische Wetterumschwung auf der politischen Bühne des jüdischen Staates nicht von heftiger Kritik begleitet gewesen. Reflexartig wettete die frischgebackene Oppositionsführerin Jachimowitsch gegen das „Bündnis von Feiglingen“. In der Likud-Fraktion, die der großen Koalition eigentlich einstimmig entsprochen hatte, wurden Stimmen laut, man solle die Kadima nicht „an den Tropf hängen, nachdem sie sich zu Tode geblutet“ habe. Andere befürchteten eine „Diktatur der Mehrheit“. Offensichtlich haben sich einige Israelis so an ein politisches System gewöhnt, in dem ein Premier seine Politik nur mit Tricks und Zugeständnissen an Minderheiten durchsetzen kann, dass sie Instabilität und Demokratie gleichsetzen.

Aber so richtig wollten die Argumente gegen eine große Koalition

nicht kommen. Mehrere Knessetabgeordnete aus ganz unterschiedlichen Parteien hatten ihr Unverständnis für Neuwahlen zum Ausdruck gebracht. Zu sehr entspricht die Einheitsregierung dem Wunsch einer breiten Bevölkerungsmehrheit, die schon vor drei Jahren auf eine große Koalition gehofft hatte.

Schon vor dem Schulterschluss von Likud und Kadima hatte Netanjahu die seit Jahrzehnten stabilste Regierung geleitet. Jetzt steht seine Koalition für die überwältigende Mehrheit der israelischen Bevölkerung. Ideologische Randgruppen und Interessenvertretungen, die bislang überproportional viel Macht besaßen, sind marginalisiert.

Mit der neuen Einheitsregierung wurde der Weg frei, komplexe Probleme, die seit Jahren lähmend auf Politik und Gesellschaft Israels wirken, effektiv anzugehen. So könnte das Duo Netanjahu-Mofas ultraorthodoxe Juden wie Araber zum Wehr- oder wenigstens Zivildienst verpflichten. Das viel beklagte rabbinische Übergewicht in der israelischen Politik und ungerechte finanzielle Zuwendungen an Randgruppen könnten korrigiert werden. Die Einführung einer Zivilehe wäre möglich und damit ein Ende der so laut bejammerten Diktatur von Rabbinern, Popen und Kadis.

Der marode Sozialvertrag innerhalb der israelischen Gesellschaft könnte saniert werden. Weitreichende Wirtschaftsreformen wären möglich, etwa ein Eingehen auf die Forderungen der Studentenproteste vom vergangenen Sommer nach bezahlbaren Wohnungen, Verbesserung der öffentlichen Verkehrsmittel und der Zerschlagung von Wirtschaftsmonopolen. Im gleichen Atemzug könnte die Riesenkoalition einen langfristigen Sparhaushalt verabschieden,



FOTO ©: EPA

Neue Allianz: Mofas und Netanjahu

der in der gegenwärtigen Weltwirtschaftslage dringend notwendig ist, ohne dass eine Partei dabei befürchten müsste, bei den nächsten Wahlen ausschließlich dafür verantwortlich gemacht zu werden.

Das Regierungssystem Israels könnte so neu gestaltet werden, dass Regierungen weniger erpressbar und stabiler würden. Eine Dreiviertelmehrheit in der Knesset könnte Mängel im Wahlsystem ausmerzen, die es bislang religiösen, ideologischen und wirtschaftlichen Randgruppen ermöglichten, die Regierung zu instrumentalisieren. Selbst Grundgesetzkorrekturen wären möglich. Netanjahu hat in den kommenden Monaten eine einzigartige Möglichkeit, Israel als jüdischem Staat und gleichzeitig als Demokratie eine stabile Rechtsgrundlage zu geben.

Last but not least hatte keine israelische Regierung jemals so viel Entscheidungsfreiraum in außenpolitischen Fragen. Das gilt im Blick auf den Iran, dessen Hauptstadt Teheran auch die Geburtsstadt von Schaul

Mofas ist. Vergleiche mit der nationalen Einheitsregierung von Levi Eschkol und Menachem Begin am Vorabend des Sechstagekrieges 1967 drängen sich auf – sollten aber nicht vorschnell zur Interpretation herangezogen werden. Vor allem aber im Blick auf die palästinensisch-israelischen Beziehungen hat die Regierung Netanjahu so viel Handlungsfreiheit wie nie zuvor. Mit seinem Koalitionsmanöver hat der Regierungschef politische Falken auf beiden Seiten ins Abseits gespielt. Heikle Fragen wie Grenzstreitigkeiten, die Siedlungsfrage und seit Jahrzehnten ungelöste Rechtsstreitigkeiten könnten mit präzedenzloser Legitimation angegangen werden. Diese große Koalition ist die Chance der pragmatischen Mitte Israels, der allseits unbeliebten Besetzung ein Ende zu bereiten.

Mofas hat als bislang einziger israelischer Spitzenpolitiker einen konkreten Plan zur Lösung des Konflikts mit den Palästinensern vorgelegt. In zwei Schritten will er zuerst auf 60 Prozent der Westbank einen palästi-

nensischen Staat gründen, um dann in einer zweiten Phase endgültige Grenzen auszuhandeln. Dies entspricht zwar noch längst nicht palästinensischen Wünschen, könnte aber Bewegung in den festgefahrenen politischen Prozess bringen. Mitte Mai erklärte Netanjahu in einem Brief an den palästinensischen Präsidenten Mahmud Abbas, die neue Regierung biete eine Chance für den Friedensprozess. In der letzten Maiwoche kündigte Verteidigungsminister Ehud Barak an, man könne sich auch einen einseitigen Rückzug aus der Westbank vorstellen, sollten Gespräche mit den Palästinensern nicht zustande kommen. Postwendend konterte US-Außenministerin Hillary Clinton, direkte Gespräche seien der einzige Weg zum Ziel der Zweistaatenlösung – räumte aber ein, die neue große Koalitionsregierung biete die beste Gelegenheit seit Jahren, um ein Verhandlungsabkommen zu erreichen. Bleibt die Frage, ob Israel diese Chance nutzt – und ob die Partner auf der jeweils anderen Seite diese ebenfalls erkennen und nutzen wollen.



FOTO ©: EPA

Zu früh gefreut: Hisbollah im Libanon

Als die Proteste in Tunesien und Ägypten begannen, jubelte die libanesische Hisbollah über den „Aufstand der Unterdrückten“ gegen die arabischen Diktatoren. Nach eineinhalb Jahren des Blutvergießens in Syrien ist klar: Sie hat sich zu früh gefreut.

VON FLORIAN MARKL

Wenn heute von Veränderungen in der arabischen Welt die Rede ist, blickt man meist nur auf die Geschehnisse der letzten eineinhalb Jahre, die Proteste, die zum Sturz einiger Diktatoren geführt haben, die Niederschlagung der Proteste in Bahrain und andauernde Gewalt in Syrien. Übersehen wird dabei stets der Libanon, dessen Geschichte von

Aufbruch und Enttäuschung mit der vorläufigen Re-Konsolidierung pro-syrischer Kräfte bereits einen vorläufigen Abschluss gefunden hat.

In den Entwicklungen im Libanon kommt vor allem einem Akteur eine zentrale Rolle zu: der schiitischen Hisbollah („Partei Gottes“), deren Einfluss in den letzten Jahren zwar

gewachsen ist, deren Stellung aber gleichzeitig in mancherlei Hinsicht prekär geworden ist. Dafür ist nicht zuletzt die Krise in Syrien verantwortlich, durch die einige Widersprüche offen zu Tage traten, die nicht mehr einfach unter Verweis auf den „Widerstand“ gegen Israel überspielt werden können. Um die heutigen Probleme der Hisbollah

zu verstehen, muss man einen Blick auf die jüngste Vergangenheit des Libanon werfen, die buchstäblich mit einem großen Knall begann.

Ein Schritt vorwärts, zwei Schritte zurück

Am 14. Februar 2005 wurde der führende sunnitische Politiker des Libanon, Rafiq al-Hariri, bei der Explosion einer Autobombe in Beirut getötet. Der Baumeister und mehrfache Premierminister, der sich um den Wiederaufbau des Landes nach dem fünfzehnjährigen Bürgerkrieg verdient gemacht hatte, war zunehmend in Konflikt mit der syrischen Besatzungsmacht gekommen, die den Libanon seit dem Kriegsende 1990 kontrollierte. Doch der Versuch, sich durch Hariris Liquidation Ruhe zu verschaffen, ging nach hinten los: Eine breite, über konfessionelle Grenzen hinweggehende Protestbewegung forderte die Bestrafung der Mörder und den Abzug der syrischen Truppen. Die Hisbollah versuchte noch, mit Massenaufmärschen seinem in Bedrängnis geratenen Förderer Syrien zur Hilfe zu kommen, doch sie konnte den einmal ins Rollen gebrachten Stein nicht mehr zum Stillstand bringen. Unter dem Eindruck der größten Demonstration in der Geschichte des Landes am 14. März und steigendem internationalem Druck zog sich die syrische Armee im April zurück. Aus den kurz danach abgehaltenen Parlamentswahlen ging das anti-syrische Lager als Sieger hervor.

Die als Unabhängigkeitsintifada bezeichnete Bewegung verhieß für die Hisbollah nichts Gutes. Bedeutete schon der syrische Rückzug eine Schwächung ihrer Position, so geriet sie immer mehr unter Druck, als letzte aus dem Bürgerkrieg verbliebene Organisation endlich auch ihre Waffen abzugeben, die sie



FOTO ©: EPA

Mit ihrer Parteinahme in der Syrien-Krise hatte die Hisbollah aber einen Punkt erreicht, an dem all diese verschiedenen Identitäten nicht mehr glaubwürdig aufrechterhalten werden konnten.

unter Verweis auf den notwendigen Schutz des Landes vor „israelischer Aggression“ behalten hatte. Schließlich drohte noch aus einer anderen Richtung Gefahr: Eine vom UN-Sicherheitsrat eingesetzte Untersuchungskommission kam zu dem Schluss, dass vieles auf eine Verwicklung Syriens in die Ermordung von Rafiq al-Hariri hinwies. Im Dezember 2005 ersuchte die libanesische Regierung die Vereinten Nationen darum, ein Sondertribunal für den Libanon einzurichten, vor dem die Verantwortlichen des Anschlages zur Verantwortung gezogen werden sollen.

Die Hisbollah und ihre Verbündeten verwendeten in den folgenden zweieinhalb Jahren all ihre Energien darauf, die Unabhängigkeitsintifada so weit wie möglich wieder rückgängig zu machen und das UN-Tribunal zu behindern. Sie provozierte im Juli 2006 den Krieg gegen Israel und versuchte seit dem Spätherbst, die Regierung unter Premier Fouad Siniora zu Fall zu bringen. Darüber hinaus fielen immer wieder Mitglieder des anti-syrischen Lagers Attentaten zum Opfer.

Zum großen Showdown kam es schließlich im Mai 2008. Als die Regierung gegen ein autonomes Kommunikationsnetzwerk der Partei vorgehen wollte, griff die Hisbollah zu den Waffen. Zusammen mit Verbündeten besetzten ihre Kämpfer das sunnitische Westbeirut und gingen in anderen Teilen des Landes gegen ihre Gegner vor. Die Regierung kapitulierte. Unter Saad al-Hariri, dem Sohn des getöteten Rafiq al-Hariri, wurde eine Regierung der nationalen Einheit gebildet, in der das pro-syrische Lager jetzt über die stets von ihm geforderte Sperrminorität verfügte. Die verfeindeten Lager einigten sich auch auf den bisherigen Armeechef Michel Sulaiman als neuen Präsidenten. Nach erneuten Auseinandersetzungen über das Hariri-Tribunal brach Anfang 2011 die Regierung von Saad al-Hariris zusammen. Mit dem neuen Premierminister Nadjib Miqati hatte das pro-syrische Lager die Macht in seinen Händen. Nach rund sechs Jahren war von den Errungenschaften der Unabhängigkeitsintifada kaum noch etwas übrig geblieben.

Die Widersprüche werden offenkundig

Die Hisbollah konnte im Zuge dieses Prozesses ihre Position festigen wie nie zuvor. Sie kontrolliert einen Staat im Staate, in dem allein sie das

Sagen hat. In militärischer Hinsicht kann ihr im Libanon inklusive der Armee niemand das Wasser reichen.

Andererseits bestätigte ihr Agieren die Befürchtungen großer Teile der (nicht-schiitischen) Bevölkerung des Libanon. Durch den von ihr provozierten Krieg mit Israel wurde das Land um Jahre zurückgeworfen, nur damit Hassan Nasrallah aus seinem Versteck heraus über den angeblich „göttlichen Sieg“ jubeln konnte. Mit dem De-facto-Staatsstreich vom Mai 2008 machte sie darüber hinaus klar, was von ihrer ständig wiederholten Beteuerung zu halten war, ihre Waffen niemals zur Regelung innerer Angelegenheiten im Libanon einzusetzen.

Noch viel größeren Schaden sollte das Image der Hisbollah allerdings im Zuge der Protestwelle nehmen, die seit eineinhalb Jahren die arabische Welt erschüttert. Als die Menschen in Tunesien und Ägypten gegen die dortigen Diktaturen auf die Straßen gingen, war die Hisbollah von den Vorgängen begeistert. Sie sah darin, ganz im Einklang mit ihren iranischen Herren, den Beginn eines „islamischen Erwachens“ und stellte sich vorbehaltlos hinter den des „Willen des Volkes“, seine „unterdrückerischen Tyrannen“ zu stürzen. Doch als Teile des syrischen Volkes begannen, gegen den unterdrückerischen Tyrannen Assad zu demonstrieren, war es mit der Begeisterung der Partei Gottes vorüber. Neben dem Iran ist das syrische Regime der wichtigste Verbündete der Hisbollah. Mit dem Sturz Assads würde sie nicht nur ihre wichtigsten Nachschubwege für Waffenlieferungen verlieren. Der Wegfall der syrischen Unterstützung würde auch das Machtgleichgewicht im Libanon deutlich zu ihren Ungunsten verschieben und das anti-westliche Bündnis nachhaltig schwächen,

deren wichtigste Partner der Iran, Syrien und die Hisbollah sind. Im Gegensatz zur palästinensischen Hamas, die sich als sunnitische Islamistenorganisation von Syrien distanzieren konnte, als das Regime den weitgehend sunnitischen Aufstand blutig niederschlagen versuchte (siehe dazu den Beitrag im letzten NU), steht der Hisbollah diese Option nicht offen. Sie kann sich schlicht nicht aus der iranisch-syrischen Achse verabschieden – und

muss deshalb alles in ihrer Macht stehende unternehmen, um einen Sturz des syrischen Regimes zu verhindern.

Als die Proteste im März 2011 begannen, ging die Hisbollah erst einmal auf Tauchstation, wohl in der Hoffnung, der Spuk wäre dank des resoluten Einsatzes der syrischen Sicherheitskräfte bald vorbei. Rund zwei Monate dauerte es, bis Generalsekretär Nasrallah sich zum er-

Unterstützer der Hisbollah mit libanesischen und ihren eigenen Fahnen



FOTO ©: EIA

Als Partei, die erklärtermaßen dem obersten geistlichen Führer des Iran unterworfen ist, gilt ihre Loyalität dem iranisch-syrischen Bündnis und dem Erhalt des syrischen Regimes. Ihr angebliches Eintreten für die Interessen des Libanon sowie ihr Kampf gegen Tyrannei und Unterdrückung erweisen sich im Zuge dessen als pure propagandistische Heuchelei.

sten Mal öffentlich zur Krise in Syrien äußerte. In einer Rede am 25. Mai dankte er zunächst dem syrischen Regime für die „Unterstützung“, die es dem Libanon im Allgemeinen und dem „Widerstand“ im Besonderen in der Vergangenheit habe zukommen lassen. Anstatt den Sturz der Diktatur zu unterstützen, wie er es im Bezug auf die Aufstände in anderen arabischen Ländern noch getan hatte, gab er sich jetzt überzeugt, dass Assad – im Gegensatz zu den „Verweigerern“ Gaddafi oder Mubarak – die nötigen Reformen einleiten werde. Ein Sturz des syrischen Regimes sei nur in amerikanischem und israelischem Interesse. Dies ist im Wesentlichen bis zum heutigen Tage die Haltung der Partei Gottes.

Doch es blieb nicht bei der bloß verbalen Unterstützung Assads. Unbestritten ist, dass die Hisbollah unter syrischen Oppositionellen Angst und Schrecken verbreitet, die vor den Schergen des Regimes in den Libanon geflüchtet sind. Seit dem Ausbruch der Gewalt in Syrien erscheinen aber auch immer wieder Berichte darüber, dass das Regime sich bei der Niederschlagung des Aufstands auch auf Know-how aus dem Ausland stützt. Dabei ist häufig von Revolutionsgardisten aus dem Iran zu lesen, aber auch Einheiten der Hisbollah sollen an Gewalttaten beteiligt sein. Erst kürzlich wurde darüber berichtet, dass syrische Rebellen fünf hochrangige Mitglieder der Hisbollah gefangen nahmen, die in ihrem Auto außerhalb von Damaskus gerade eine Armeekaserne verlassen hatten. Unter den Männern soll sich auch ein Neffe Nasrallahs befinden, der eine hohe Stellung im Geheimdienstapparat der Hisbollah innehaben soll.

Die Hisbollah hat es lange Zeit vermocht, je nach Bedarf verschiedene

Seiten ihrer Identität in Szene zu setzen. Mal gerierte sie sich als bloßer Vertreter der Interessen der schiitischen Libanesen, mal inszenierte sie sich als Verteidiger des gesamten Libanon gegen israelische und westliche Verschwörungen. Mal betonte sie ihre strikte Gefolgschaft für den Iran und ihre regionale Verankerung in der „Achse des Widerstands“, bei anderen Gelegenheiten kehrte sie das Image des Kämpfers gegen Tyrannei und Unterdrückung hervor.

Mit ihrer Parteinahme in der Syrien-Krise hatte sie aber einen Punkt erreicht, an dem all diese verschiedenen Identitäten nicht mehr glaubwürdig aufrechterhalten werden konnten. Als Partei, die erklärtermaßen dem obersten geistlichen Führer des Iran unterworfen ist, gilt ihre Loyalität dem iranisch-syrischen Bündnis und dem Erhalt des syrischen Regimes. Ihr angebliches Eintreten für die Interessen des Libanon sowie ihr Kampf gegen Tyrannei und Unterdrückung erweisen sich im Zuge dessen als pure propagandistische Heuchelei. Und dies wird nicht nur im Libanon verstanden: War Hassan Nasrallah nach dem Krieg gegen Israel im Sommer 2006 noch der quer durch die Region umjubelte Führer, so zeigen aktuelle Meinungsumfragen, dass seine Popularitätswerte sich im Sturzflug befinden.

Für die Zukunft des Libanon hängt vieles von vier Punkten ab. Erstens: Obwohl die Gewalt in Syrien bereits fast eineinhalb Jahre andauert, ist der Libanon mit all seinen konfliktreichen religiösen Bruchlinien bislang noch nicht wieder in den Abgrund gezogen worden, aus dem er nach den langen Jahren des Bürgerkrieges nur langsam herausklettern können. Der libanesisch-amerikanische Politikwis-

senschaftler Fouad Ajamai bemerkte einmal: „Im Gegensatz zu Ägyptens Vorbildwirkung und Saudi-Arabiens Reichtum ist das größte Kapital Syriens seine Fähigkeit, Unheil anzurichten.“ Ende Mai mehrten sich die Berichte über bewaffnete Zusammenstöße von Befürwortern und Gegnern Assads. Es bleibt zu hoffen, dass nicht der Libanon den Preis für die Krise des syrischen Regimes wird zahlen müssen.

Zweitens wird die Entwicklung in Syrien große Auswirkungen auf den Libanon haben. Sollte Assad sich nicht an der Macht halten können, würde das unweigerlich eine Schwächung der Hisbollah im Libanon zur Folge haben.

Drittens bleibt abzuwarten, wie es mit dem UN-Sondertribunal für den Libanon weitergeht. Im Sommer 2011 erließ es im Mordfall Hariri Haftbefehle gegen vier Mitglieder der Hisbollah, darunter ihren Geheimdienstchef, der den Mord organisiert haben soll. Es ist unvorstellbar, dass die Hisbollah die vier Männer ausliefern wird, und so lange sie de facto die Regierung kontrolliert, droht ihr von dieser Seite keine Gefahr. Aber nächstes Jahr sollen im Libanon Parlamentswahlen stattfinden und die anti-syrische Opposition ist zuversichtlich, diesen Urnengang für sich entscheiden zu können.

Viertens schwebt schließlich über allem noch die Auseinandersetzung über das iranische Atomwaffenprogramm, in der die Hisbollah stets als Irans erste Verteidigungslinie im Falle eines israelischen Angriffs auf seine Atomanlagen gilt. Sollte es wirklich dazu kommen, würden die Karten in der Region neu gemischt – auch und nicht zuletzt für die Hisbollah.

„Das Letzte, was wir wollen, ist Krieg. Aber das ist nicht unsere Entscheidung.“

Israel und das iranische Atomprogramm: Zehn Fragen an den israelischen Botschafter in Österreich, Aviv Shir-On

VON DAVID RENNERT

„Die iranische Nation steht zu ihrem Anliegen der vollständigen Vernichtung Israels“, verkündete vor wenigen Wochen der iranische Generalstabschef Hassan Firouzabadi – just an jenem Tag, an dem der Generaldirektor der Internationalen Atomenergieorganisation (IAEO), Yukiya Amano, zu neuen Verhandlungen über die Inspektion der iranischen Atomanlagen in Teheran eintraf. Firouzabadi wiederholte damit nur, was schon oft aus Teheran zu vernehmen war: Dass man das „zio-

nistische Krebsgeschwür im Nahen Osten herauschneiden“ und „Israel von der Landkarte ausradieren“ wolle.

Solche Aussagen stehen vor einem beängstigenden Hintergrund: Am nuklearen Waffenprogramm der islamischen Theokratie besteht kein Zweifel. Nach jahrelangem Katz- und-Maus-Spiel mit den Inspektoren der IAEO stellte die UNO-Behörde Ende 2011 in einem Bericht fest: Es gibt klare Beweise für Entwicklungen

Aviv Shir-On,

geboren 1952 in Israel, ist seit 2009 Botschafter des Staates Israel in Österreich und Slowenien. Nach dem Studium der Internationalen Politikwissenschaft trat er 1978 in den diplomatischen Dienst ein und war unter anderem in Washington D.C., Bonn und Bern tätig. Zudem fungierte er als mehrjähriger Pressesprecher des israelischen Außenministeriums. Er ist verheiratet und Vater dreier Kinder.

im iranischen Atomprogramm, die keinen anderen Zweck als den Bau von Atomwaffen haben können. Während das iranische Regime weiterhin vorgibt, sein Atomprogramm ausschließlich zur Energieversorgung des Landes zu betreiben, rechnen Experten mittlerweile damit, dass der Iran binnen weniger Monate genügend hochangereichertes Uran zum Bau einer Atombombe herstellen kann.

NU: Herr Botschafter Shir-On, das iranische Regime droht seit langem und wiederholt mit der Vernichtung Israels. Wie ernst muss man diese Drohungen nehmen?

Shir-On: Wir kennen die Region, in der wir leben müssen, besser als viele



„Ich bin 60 Jahre alt, bin in Israel geboren, ich habe schon acht Kriege miterlebt und mitgekämpft, als Kind, als Jugendlicher, als Panzeroffizier, als Diplomat – ich weiß, was Sache ist. Das Letzte, was wir wollen, ist Krieg. Aber das ist nicht unsere Entscheidung.“

andere und wissen, dass man gerade im Nahen Osten solche Drohungen besonders ernst nehmen muss. Aber dass hat nicht nur etwas mit dem Nahen Osten selbst, sondern auch mit unseren Erfahrungen – als unabhängiges Land seit 1948, der Vorgeschichte des Staates Israel, und leider auch mit der Geschichte des jüdischen Volkes zu tun. Seit dem, was hier in Wien am Heldenplatz 1938 geschehen ist, haben wir gelernt, denjenigen zu glauben, die mit unserer Vernichtung drohen. Lehren aus der Geschichte gibt es leider viele. Schon während der Diskussion über die Entstehung eines jüdischen Staates vor der UNO 1947 haben die Araber gedroht, sollte es zu einer jüdischen Unabhängigkeit kommen, würde man militärisch angreifen. Viele hielten das damals nur für Rhetorik. Zwei Stunden nach der Ausrufung des Staates Israel gab es Krieg, alle sind einmarschiert, um uns auszulöschen. Dass es ihnen nicht gelungen ist, war Glück, aber seitdem gibt es Kriegszustand zwischen Israel und seinen Nachbarn, mit einigen Ausnahmen. Drohungen haben wir schon oft gehört, und Angriffe auf israelische, auf jüdische Ziele im In- und Ausland sind nun einmal Tatsachen. Und wenn Ahmadinejad sagt, ich möchte Israel von der Landkarte ausradieren, nehmen wir diese Drohung ernst.

Der iranische Präsident Mahmoud Ahmadinejad musste in den vergangenen Parlamentswahlen einen Machtverlust hinnehmen. Ändert das irgendetwas an der Situation? In diplomatischer Hinsicht etwa?

Ich glaube nicht, dass es einen Unterschied macht. Er ist immer noch der Präsident und für uns ist er eine Führungsfigur im Iran, er steht für den Iran. Übrigens: Wir haben nie den Iran oder das iranische Volk als unseren Feind gesehen. Das war eine iranische Entscheidung, und



das Regime hat Schritte gemacht und Maßnahmen ergriffen, um diese Feindschaft hochzuspielen und zum Ausdruck zu bringen. Die Drohungen von Ahmadinejad sind ein Teil davon, und solange er Präsident ist, haben wir mit diesem Regime ein Problem. Es steht uns nicht zu, zu entscheiden, wer im Iran regieren soll. Wenn die Iraner dieses Regime wollen, ist es ihre Sache. Wir müssen uns aber vergewissern, dass es keine Gefahr für uns bedeutet.

Die größte Gefahr ist das iranische Atomprogramm, das allerdings sehr intransparent ist. Wie ist der derzeitige Stand der Dinge, was weiß man konkret?

Es gibt natürlich Kernkraftwerke, die für Energie gebraucht werden, es gibt nukleare Zentren, die der Forschung dienen – das gibt es fast überall auf dieser Welt. Tatsache ist aber: Es gibt Indizien, die auf ein atomares Waffenprogramm hinweisen. Das ist nicht einfach eine Einbildung Israels, das sind technische, wissenschaftliche Erkenntnisse. Nicht israelische Politiker, sondern Wissenschaftler auf der ganzen Welt haben ganz klar festgestellt,

dass gewisse Dinge, die man im Iran entdeckt, gesehen und gehört hat, klar darauf hindeuten, dass es ein militärisches Nuklearprogramm gibt. Hinzu kommt noch die Entwicklung eines Raketenprogramms – ein Trägersystem von Raketen, die eine Reichweite von über 3000 Kilometern haben. Das ist keineswegs ein Verteidigungssystem. Wir haben auch ein Raketenabwehrsystem entwickelt – das „Arrow-System“ – aber das sind keine Trägerraketen, die 3000 oder 5000 Kilometer weit fliegen können. Schon als konventionelle Waffe ist das iranische Raketenprogramm ein Problem. Aber zusammen mit einem Programm, das erwiesenermaßen auf Atomwaffen zielt, ist es eine massive Bedrohung, und zwar nicht nur für Israel. Deswegen ist jetzt auch die internationale Gemeinschaft am Ball.

Ende 2011 hat die IAEO in einem Bericht festgehalten, dass es klare Hinweise auf ein iranisches Atomwaffenprogramm gibt. Trotzdem wird das von vielen Seiten immer noch relativiert und als unglaubwürdig bezeichnet. Wie erklären Sie sich das?

Zum einen ist es natürlich so, dass der Mensch wohl immer optimistisch bleiben möchte. So lange man keine Atombombe sieht oder der Iran den Bau offen zugibt, sagen viele Menschen: „Vielleicht ist es nur eingebildet oder es ist nur Propaganda“ – von Israel oder wem auch immer. Zum anderen sind viele, die daran zweifeln, keine Fachleute in Sachen Nuklearwaffen oder Kernforschung. Aber mittlerweile wurde durch die IAEA, im Weltsicherheitsrat, in Nachrichtendiensten und Regierungen rund um die Welt festgestellt, dass etwas dran ist. Der Weltsicherheitsrat, die EU und die USA haben Sanktionen über den Iran verhängt, viele einzelne Länder haben ihre eigenen Maßnahmen erklärt. Das alles ist nicht passiert, weil Israel die Welt überzeugen konnte, sondern, weil die Welt sich selbst davon überzeugt hat, was da los ist.

Eine Bedrohung wird durch viele Faktoren festgelegt, im nachrichtendienstlichen Bereich gibt es aber zwei Hauptelemente zur Analyse einer Gefahr oder Bedrohung: Erstens Intentionen, zweitens Fähigkeiten. Wenn ein fünfjähriges Kind im Kindergarten sagt, „Ich werde morgen Israel oder USA oder Iran angreifen“, dann wird man sich sicher nicht freuen über eine solche Aussage, aber es steht nichts dahinter, keine Fähigkeiten. Wenn die Schweiz morgen erklären würde, ein Atomwaffenprogramm zu starten, wird man sich auch nicht darüber freuen, aber: Ein Atomwaffenprogramm in der Schweiz, einem neutralen, friedlichen Land im Zentrum Europas, würde wohl auch eher nicht als Bedrohung empfunden werden. Wenn aber Ahmadinejad, der sagt „Ich will Israel ausradieren“, Atomwaffen und Raketen entwickelt – diese zwei Elemente zusammen stellen eine klare Bedrohung dar, und das ist das Entscheidende.

Sollte der Iran tatsächlich Atomwaffen fertigstellen können, was würde das, abgesehen von den konkreten Vernichtungsdrohungen gegen Israel, für die Region bedeuten?

Wir glauben, dass es ein klarer destabilisierender Faktor in der ganzen Region wäre. Wenn Sie heute durch den Nahen Osten reisen, werden Sie hören und spüren, dass nicht nur Israel den Iran als Bedrohung empfindet. Eine weitere Destabilisierung des Nahen Osten könnte äußerst problematisch sein, besonders seit dem sogenannten „Arabischen Früh-



„Wenn man bei uns in ein Einkaufszentrum, in ein Theater oder eine Bibliothek geht, wird man kontrolliert, die Taschen werden durchsucht. Das sind Dinge, mit denen man leben muss.“

ling“, wo in der arabischen Welt die Dinge sowieso nicht ganz stabil sind. Niemand weiß, wohin es geht, islamische Kräfte, ja oder nein, Demokratie, ja oder nein. Käme dann noch eine militärische Sicherheitsbedrohung durch Teheran hinzu, könnten die Auswirkungen verheerend sein – ein nuklearer Wettlauf wäre zu befürchten.

Welche Optionen gibt es zum jetzigen Zeitpunkt? Glauben Sie, durch Sanktionen kann eine iranische Atombombe überhaupt noch verhindert werden?

Das ist unsere Hoffnung. Wir haben Sanktionen schon lange als erforderlich gesehen, nun ist auch die internationale Gemeinschaft darauf eingegangen. Wir glauben, dass Sanktionen und Diplomatie den Iran durchaus noch zum Einlenken bewegen können, aber: Wir sind auch der Meinung, dass alle Optionen auf dem Tisch bleiben müssen, denn nur so ist der Druck glaubwürdig – vor dem Hintergrund von Konsequenzen. Und diese Konsequenzen sind ganz verschieden. Von schärferen politischen Maßnahmen, wirtschaftlichen Sanktionen bis hin zu möglichen militärischen Maßnahmen – was sicherlich erst ganz am Ende steht. Aber die Konsequenzen müssen glaubwürdig sein, gerade weil wir es mit einem undemokratischen Regime zu tun haben.

Wie bewerten Sie die Rolle der Europäischen Union im Umgang mit dem iranischen Regime?

In der EU hat es lange gedauert – zu lange – bis man die Gefahr erkannt hat und sich auf Maßnahmen einigen konnte. Aber das hat natürlich auch mit der Natur der EU zu tun. Wir wissen, dass es nicht einfach ist, 27 Länder auf einen gemeinsamen außenpolitischen Kurs zu bringen. Das hat nichts mit Iran oder mit Israel zu tun, das ist auch

„Niemand befasst sich mit unseren Problemen mehr als unsere eigenen Medien, und die werden natürlich auch in der ganzen Welt zitiert und kopiert. Wir sind bekannt als sehr selbstkritisch, manchmal ist es sogar unangenehm für einen israelischen Botschafter, zu lesen, was in den israelischen Zeitungen steht.“

in anderen Bereichen so. Ich glaube, mittlerweile ist auch der EU das iranische Problem bewusst. Die EU ist ein bedeutender Faktor in der Weltpolitik und es ist wichtig, dass hier ein Signal ausgesendet wird. Wir hoffen, dass es auch weiter in diese Richtung geht.

Wie wahrscheinlich ist es, dass es zu militärischen Maßnahmen kommt?

Unser Ziel ist eins: Dass Irans Atomprogramm gestoppt wird. Wenn die Iraner jetzt durch politischen Druck und wirtschaftliche Sanktionen zu dem Schluss kommen, dass es auch für sie besser ist, wenn sie dieses Programm aufgeben, wäre es die beste Lösung. Wenn der Iran auf alle Maßnahmen der Internationalen Gemeinschaft pfeift, dann könnte es zu einer militärischen Kollision kommen. Ich hoffe, dass dies nicht der Fall sein wird, und ich glaube, gerade wir Israelis wissen, leider, was Krieg bedeutet. Ich bin 60 Jahre alt, bin in Israel geboren, ich habe schon acht Kriege miterlebt und mitgekämpft, als Kind, als Jugendlicher, als Panzeroffizier, als Diplomat – ich weiß, was Sache ist. Das Letzte, was wir wollen, ist Krieg. Aber das ist nicht unsere Entscheidung.

Wie geht die israelische Bevölkerung mit dieser Situation um? Ist es nicht schwierig, in so einem kleinen Land unter ständiger Bedrohung zu leben?

Die meisten Menschen in Europa kennen zum Glück keinen Krieg mehr. Manchmal fällt es mir schwer als Israeli – nicht nur als Botschafter – zu erklären, was es bedeutet, mit einer ständigen Sicherheitsbedrohung leben zu müssen. Das macht in der Mentalität, in der Psyche eines Menschen etwas aus, das macht in der täglichen Routine etwas aus. Wenn man bei uns in ein Einkaufszentrum, in ein Theater oder eine Bibliothek geht, wird man kontrolliert, die Ta-



schen werden durchsucht. Das sind Dinge, mit denen man leben muss. Für manche ist es noch viel schlimmer, etwa für die Menschen, die am Gazastreifen leben und fast jeden Tag von Raketen angegriffen werden. Sie schicken ihre Kinder in den Kindergarten und zur Schule und wissen nicht, wann, wie und ob sie überhaupt wieder nach Hause kommen. Das macht das Leben unheimlich schwierig. In dieser Hinsicht macht es wenig Unterschied, ob es Raketen aus dem Gazastreifen oder aus dem Libanon sind, Selbstmordattentäter oder eine Rakete aus dem Iran. Wir haben gelernt, damit zu leben. Das heißt aber nicht, dass wir uns damit abfinden.

Israel ist unverhältnismäßig häufig Zielscheibe von Kritik – auch in Österreich. Erst kürzlich nannte der österreichische Verteidigungsminister Norbert Darabos den israelischen Außenminister Avigdor Liberman „unerträglich“ und konstatierte, Israel würde „Außenfeinde wie den Iran oder auch die Palästinenser in den Vordergrund“ stellen, um von inneren sozialen Problemen abzulenken. Was würden Sie ihm antworten?

Das ist sicherlich eine sehr undiplomatische Formulierung. Nachdem das Interview mit Minister Darabos veröffentlicht wurde, hat die österreichische Bundesregierung dazu Stellung bezogen und gesagt, dass die Aussagen des Ministers nicht den Stand der Beziehungen und Positionen der Regierung reflektieren.

Insofern ist für mich die Sache erledigt. Ich habe nicht groß darauf reagiert, denn die Reaktion des Außenministeriums war unserer Meinung nach völlig in Ordnung. Die Behauptung, dass Israel Feinde in den Vordergrund stellt, nur um von internen Problemen abzulenken, ist jedenfalls absurd. Erstens, weil unsere innenpolitischen Probleme ganz offen und breit diskutiert werden – Israel ist eine Demokratie, eine pluralistische Gesellschaft. Niemand befasst sich mit unseren Problemen mehr als unsere eigenen Medien, und die werden natürlich auch in der ganzen Welt zitiert und kopiert. Wir sind bekannt als sehr selbstkritisch, manchmal ist es sogar unangenehm für einen israelischen Botschafter, zu lesen, was in den israelischen Zeitungen steht. Die Behauptung, wir wollen ablenken, ist völlig falsch, weil diese Diskussion ja öffentlich stattfindet, im Parlament, in den Medien, auf der Straße.

Dazu kommt: Israel wurde ein paar Stunden nach seiner Entstehung angegriffen, um den Staat auszulöschen und uns Juden ins Meer zu werfen. Seitdem gibt es einen Kriegszustand im Nahen Osten, auch zwischen uns und den Palästinensern. Zu behaupten, dass wir die Palästinenser als Feinde in den Vordergrund stellen, um von Problemen abzulenken, ist absurd. Dieser Kriegszustand wurde uns aufgezwungen, von der ersten Stunde an.

Mit Iran hatten wir einmal gute Beziehungen, dann hat man sich dort dazu entschieden, Israel auszulöschen, man entwickelt nukleare Waffen und Raketen als Trägersystem – und wir thematisieren das nur, um von unseren Problemen abzulenken? Hat die internationale Gemeinschaft alle Sanktionen und Resolutionen gegen den Iran verfasst, nur weil Israel von innenpolitischen Problemen ablenken will? Das ist eine völlig falsche Einschätzung der Lage.

„700 Jahre Freundschaft von Türken und Juden“

Das Jüdische Museum der Türkei in Istanbul erzählt nur halbe Geschichten. Was nicht in das Bild des „humanitären Geists der Türkischen Nation“ passt, findet hier keinen Platz.

VON THOMAS SCHMIDINGER (TEXT UND BILDER)

Der Sinn dieses Museums bestünde darin, in der Türkei und im Ausland die „Geschichte von 700 Jahren Freundschaft von Türken und Juden, beginnend mit der osmanischen Eroberung von Bursa 1326 bis zur warmerherzige Einladung von Sultan Bayezid II. für die sephardischen Juden“ zu zeigen und den „humanitären Geist der Türkischen Nation“ darzustellen. Diese Inschrift, die mit überraschender Offenheit die Intentionen des Jüdischen Museums in Istanbul darlegt, empfängt Besucherinnen und Besucher, wenn sie die alte Synagoge in der Perçemli Sokak im innerstädtischen Stadtteil Karaköy betreten, die keine drei Gehminuten vom Nordende der Galata-Brücke entfernt liegt.

Die Kal Kadosh Galata Synagoge, auch Zulfaris Synagoge genannt, stammt aus dem 19. Jahrhundert und wurde in den 1970er-Jahren zur Synagoge der Thrakischen Juden in Istanbul, ehe hier 2001 das einzige Jüdische Museum der Türkei eröffnet wurde. Warum die thrakischen Juden in Istanbul waren, erfährt man in dem Museum jedoch genauso wenig, wie man über irgendein anderes Ereignis etwas in Erfahrung bringen könnte, das das Bild des humanitären Geistes der Türkischen Nation oder der jahrhundertelangen Freundschaft von Türken und Juden gefähr-



Der unscheinbare Eingang zum Museum wird streng bewacht.

Die Intention des Museums, der nichtjüdischen türkischen Bevölkerung den „Wert“ der jüdischen Communities für die Türkei schmackhaft zu machen und die türkisch-jüdische Freundschaft zu beschwören, mag angesichts des wachsenden Antisemitismus in der Türkei gut gemeint sein. Das geradezu auffällige Ausklammern des Antisemitismus wirkt allerdings bei näherem Hinsehen beklemmend.

den könnte. Der von den Hetzschriften des faschistischen Dichters Nihal Atsız ausgelöste Thrakische Pogrom von 1934 führte zur Vernichtung der jahrhundertealten jüdischen Gemeinden in Tekirda, Kırklareli und Çanakkale und zur Flucht der Überlebenden nach Istanbul. Lediglich von der jüdischen Gemeinde in Edirne kehrten einige nach dem Pogrom in ihre Heimatstadt zurück. Heute existiert auch diese letzte Gemeinde der thrakischen Juden nicht mehr.

Blinde Flecken

Der Antisemitismus, der zwar in der Türkei nie zu einer Vernichtung der jüdischen Bevölkerung führte, aber sowohl in säkular-nationalistischen Strömungen des Pantürkismus und Turanismus Verbreitung fand, als auch in vielen Strömungen des Politischen Islam, stellt kein Thema des Museums dar. Stattdessen wird lie-

ber auf die Türkei als Exilland verwiesen. Tatsächlich stellte die Einladung von Sultan Bayezid II. an die von den „katholischen Königen“ vertriebenen spanischen Juden die Grundlage für die Rettung des sephardischen Judentums dar und tatsächlich fanden viele jüdische Intellektuelle, die beim Aufbau des türkischen Bildungswesens und der Wissenschaften nützlich waren, ab 1933 in der Türkei Zuflucht vor den Nazis. Dass bei Letzterem ausschließlich auf jene eingegangen wird, denen es gelang, in die Türkei zu kommen und jene türkischen Jüdinnen und Juden, denen durch den Entzug der Staatsbürgerschaft die Rückkehrmöglichkeit verwehrt wurde, in keinem Wort erwähnt werden, gehört ebenso zu den blinden Flecken des Museums, wie das Ausblenden der Katastrophe des Flüchtlingsschiffs Struma, das mit über 700 jüdischen

Flüchtlingen sank, weil dem manövrierunfähigen Schiff über zwei Monate lang die Landung in Istanbul verwehrt wurde.

Was nicht in das Bild des „humanitären Geists der Türkischen Nation“ passt, findet hier keinen Platz. Schließlich ist das Museum eine Gründung des 500. Yıl Vakfı, einer Stiftung, die 1992 gegründet wurde, um den 500. Jahrestag der Ankunft der sephardischen Juden im Osmanischen Reich zu feiern und damit auch eine Visitenkarte des kemalistisch-nationalistischen Selbstverständnisses der Türkei.

Ethnografie einer Bereicherung

Stattdessen wird im ersten Stock eine umfangreiche ethnografische Sammlung geboten, in der von Ritualgegenständen bis zur Kleidung versucht wird, das jüdische Leben im

Ethnografische Ausstellung mit Hochzeitsgewändern



SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Bisher erschienen:

NU 47 Casablanca
NU 46 Wien
NU 45 Melbourne
NU 44 Eisenstadt
NU 43 Philadelphia
NU 42 Frankfurt

NU 41 Bratislava
NU 40 Rom
NU 39 Südafrika
NU 38 Oslo
NU 37 Sarajevo
NU 36 Barcelona

NU 35 Kopenhagen
NU 34 London
NU 33 Hohenems
NU 32 Buenos Aires
NU 31 Wien
NU 30 Basel

NU 29 Sydney
NU 28 München
NU 27 Berlin

Osmanischen Reich und in der Türkischen Republik darzustellen. Besonders interessant sind die Beispiele jüdischer Medien, die in der Anfangsphase der türkischen Republik noch überwiegend in Ladino, jenem mit einigen hebräischen Worten vermischten mittelalterlichen Spanisch, erschienen sind, das die Sephardim aus dem Westen in das Osmanische Reich mitbrachten. Erst im Zuge der nationalistischen Sprachpolitik der Türkischen Republik wurde das Ladino langsam vom Türkischen verdrängt. Interessant sind auch die Darstellungen wichtiger jüdischer Künstler, Politiker, Unternehmer, Wissenschaftler – und einiger weniger Wissenschaftlerinnen, die für die moderne Türkei eine wichtige Rolle spielten. Die Lebensbedingungen einfacher jüdischer Arbeiter, Händler oder Hausfrauen spielen eine wesentlich geringere Rolle. Immer wieder wird die Bereicherung beschworen, die Jüdinnen und Juden der Türkei gebracht hätten. Viele Gegenstände symbolisieren das Miteinander von Judentum und Islam.

Die Intention des Museums, der nichtjüdischen türkischen Bevölkerung den „Wert“ der jüdischen Communities für die Türkei schmackhaft zu machen und die türkisch-jüdische Freundschaft zu beschwören, mag angesichts des wachsenden Antisemitismus in der Türkei gut gemeint sein. Die Arbeit des Museums, durch das auch Schulklassen geführt werden und das auch Workshops für Kinder und Jugendliche anbietet, kann durchaus etwas zu einem emphatischeren Verhältnis gegenüber Jüdinnen und Juden beitragen. Das geradezu auffällige Ausklammern des Antisemitismus wirkt allerdings bei näherem Hinsehen beklemmend. Das Museum verrät damit dem kritischen Besucher vielleicht mehr über die Situation der türkischen Jüdinnen und Juden als dies der Inten-



Innenraum der Synagoge, der als Ausstellungsraum des Museums dient

Jüdische Zeitungen in Ladino



tion des Museums entspricht. Gerade als Selbstdarstellung eines dem türkischen Nationalismus wohlgesonnenen offiziellen Judentums, das seine kritischen Intellektuellen, wie etwa den Historiker Rifat N. Bali, lieber nicht zu Wort kommen lässt und alles ausblendet, was zu inhaltlichen Debatten führen könnte, ist das Museum allerdings hochinteressant. Man sollte nur nicht alles für bare Münze nehmen, was darin erzählt wird, und sich mit den kritischen Arbeiten von Rifat N. Bali oder Cor-

ry Guttstadt noch andere Darstellungen der türkisch-jüdischen Geschichte zu Gemüte führen.

Türkisches Museum Istanbul

500. Yıl Vakfı Türk Musevileri Müzesi
Karaköy Meydanı, Perçemli Sokak
E-mail: info@muze500.com
Tel: +90 (212) 292 63 33 / 34
Fax: +90 (212) 244 44 74
Mo.–Do. 10.00–16.00 Uhr,
Fr.–So. 10.00–14.00 Uhr
Website: www.muze500.com

„Einfach nur am Leben sein ...“

Der britische Künstler und Publizist Stephen Fry folgte den Spuren seiner jüdischen Vorfahren. Und wurde bei seiner aufwühlenden Reise in die Vergangenheit auch in Wien fündig.

VON UTE ROSSBACHER

„Viele Menschen sehen in mir den Inbegriff des Engländers. Dabei komme ich aus einer lauten, lebhaften jüdisch-europäischen Familie“, eröffnete Stephen Fry in der BBC-Reihe „Who do you think you are?“, die Prominente bei ihrer Ahnenforschung begleitet, dem mehr-

heitlich überraschten britischen Fernsehpublikum im Jahr 2009.

Das Bewusstsein seiner Herkunft verdankt der vielseitige Schauspieler und Autor nach eigenen Worten seinem Großvater mütterlicherseits: Martin Neumann, der

starb, als Fry elf Jahre alt war. Die Liebe zur Familie, die Begeisterung für gutes Essen, die Freude am Diskutieren – Assoziationen, die ihm in den Sinn kommen, wenn er sich an seinen Großvater erinnert. Aber auch die deutsche Sprache, die sich im Kreis der Familie im-



Stephen Frys Ahnensuche beginnt in Wien, in der Rembrandtstraße 33 im 2. Bezirk.

mer wieder in die Tischgespräche einschlich. Dazu der ungarische Akzent, den der Schauspieler gekonnt imitiert.

Der Tatsache, dass Martin Neumann 1926 seinem Heimatort Šurany, der heute in der Slowakei liegt, den Rücken gekehrt hatte, um ein Stellenangebot in der englischen Kleinstadt Bury St. Edwards anzunehmen, verdanken der Schauspieler, seine Eltern und Geschwister ihr Leben. Das darf ohne Übertreibung gesagt werden.

Gemeinsam mit seinem Kollegen und Freund Robert Jorisch baute Neumann in England eine Zuckerrübenfabrik auf, nachdem er im Ersten Weltkrieg für die k. u. k. Monarchie an der Front gekämpft hatte. Mit seiner Frau Rosa, die noch vor Frys Geburt starb, und Gertrude, der erstgeborenen Tochter, ließ er sich in East Anglia nieder. Während seine jüdischen Verwandten in Šurany blieben. Der Schauspieler hat eine dunkle Vorahnung: „Mein Gefühl sagt mir, dass diese Entscheidung für sie schreckliche Folgen hatte.“

An die Verwandten erinnert ein Familienfoto, das Frys Mutter Marianne aufbewahrt hat. Was jedoch fehlt, sind die Namen der Abgebildeten und nähere Angaben zu ihrem Schicksal. Darüber hätten die Eltern weder mit ihr noch den beiden älteren Schwestern Margaret und Gertrude sprechen wollen, berichtet Marianne beklommen. Die karge Auskunft, dass jene im Zweiten Weltkrieg ermordet wurden, musste genügen ...

Wortreicher fielen dagegen die Leitsätze aus, die Mariannes Mutter Anfang der 30er-Jahre ihren Töchtern auf den Weg gegeben hatte: „Vergesst nie, eure Zähne gründlich zu

putzen. Und übrigens: Erzählt niemanden, dass ihr Juden seid!“

Fry drängt es zur Wahrheit: „Ich möchte wissen, aus welcher Welt mein Großvater gekommen ist.“

Für seine Familie tritt er eine bewegende Zeitreise auf dem Kontinent an. Seine erste Station ist Wien, wo seine Großmutter Rosa Neumann, geborene Braun, ihre Kindheit und Jugend verbrachte. Ihre Eltern Berta und Samuel stammten beide aus jüdischen Familien.

Den Dokumenten zufolge, die sich der Brite besorgt, lebten sie in der Rembrandtstraße 33 im 2. Bezirk, bevor sie 1942 nach Riga „übergesiedelt“ wurden. Gerlinde Affenzeller, eine Mieterin, auf deren Bestreben hin eine Gedenktafel an die jüdischen BewohnerInnen – darunter auch Frys Urgroßeltern – erinnert, bestätigt ihm: Ja, viele seien damals in das dortige Getto deportiert – und ermordet worden. Fry, der sich bereits bei der Fahrt durch die Leopoldstadt beim Anblick der jüdischen Familien und deren Kindern bewegt zeigt, kommen die Tränen. Nicht das letzte Mal auf seiner Reise, die ihn weiter nach Šurany führt. Eine verlassene Kleinstadt, die ihn zu den familiären Wurzeln seines Großvaters Martin Neumann führt. Während bis zum Zweiten Weltkrieg rund 1000 Juden in dem Ort lebten, ist es heute nur noch ein einziger: Jan Stark, der den Holocaust zwar überlebt, jedoch seine gesamte Familie verloren hatte und nach seiner Rückkehr in den Ort sein Hab und Gut arisiert vorfand.

Traurig, aber ohne Bitterkeit blickt der lebensbejahende Mann auf das Geschehene zurück. Eine Begegnung, die sich für Fry als schicksalhaft erweisen wird: Denn Stark ist, wie sich herausstellt, der Neffe von

Robert Jorisch, der Frys Großvater als Freund und Kollege nach England begleitet hatte. Ein Kreis, der sich langsam schließt.

In die Tränen, die Fry bei seinen Recherchen kommen, fließt auch Wut. Insbesondere nach einem Gespräch mit einem Bewohner, der davon spricht, dass Juden gerissen und vernetzt seien. Und davon ausgehend die Frage aufwirft: „Wenn sie also wussten, was mit ihnen geschehen soll, warum sind sie dann hier geblieben?“ Fry: „Bislang hatte ich mir darüber nie richtig Gedanken gemacht, war weit davon entfernt, überall Antisemitismus zu wittern. Aber das hier ...“ Seine Stimme erstickt.

Am Ende seiner Reise angekommen, hat er auch die Namen jener Personen, die auf dem Familienfoto zu sehen sind, herausgefunden: Es handelt sich um Reska Neumann, die Schwester seines Großvaters Martin, und ihre Familie – Ehemann Tobias Lamm und die gemeinsamen Kinder Pavel, Lidia und Aliz. Auch was mit ihnen geschah, weiß Fry nun: Die Familienmitglieder wurden offenbar voneinander getrennt und in unterschiedliche Konzentrationslager deportiert. Pavel gilt seitdem als „vermisst“, seine Schwestern wurden 1944 ermordet. Ebenso die Eltern. Ein Hinweis auf den Ort lässt Fry die Tränen in die Augen treten: „A fucking word ... Auschwitz ...“

Die Namen und Schicksale sind ihm nun bekannt. Die Aufarbeitung des Erlebten ist ein Kapitel für sich. Dessen ist sich Fry bewusst, als er während einer Autofahrt durch blühende englische Landschaften mehr zu sich selbst als dem Kamera-Team sagt: „Man darf sich bereits glücklich schätzen, wenn man einfach nur am Leben ist ...“

Kvetch und Kvell

Wer in New York mit offenen Ohren durch die Straßen geht, hört viele Wörter, die ihm irgendwie bekannt vorkommen. NU hat sich auf die Spuren des Jiddischen in der New Yorker Umgangssprache begeben.

VON PETER WEINBERGER

A: „*Did you see her? She was proudly showing off her pupik!*“
B: „*Her toches was'nt bad either.*“

Wir befinden uns am Broadway in der Nähe der Wall Street. Eben ist ein Mädchen mit sehr kurzem Pullover und sehr tief sitzender Jean vorbeigegangen. Die beiden Männer, die ihr Aussehen mit diesen beiden Bemerkungen würdigten, sind mit dunklem Anzug und passender Krawatte bekleidet, einer von ihnen trägt eine Kippa. Beide haben

sich fachmännisch umgedreht, um nicht nur den pubik (Nabel), sondern auch den wippenden toches (Hintern) zu würdigen.

Ähnlich wie der Wiener Dialekt enthält die New Yorker Umgangssprache zahlreiche Ausdrücke aus dem Jiddischen. Der große Unterschied zwischen den beiden Städten besteht darin, dass in New York der optische Eindruck durchaus zum akustischen passt, während in Wien das Augenscheinliche zum Gehörten

und Gesprochenen fehlt. Ausdrücke wie Beisl oder gar Hals- und Beinbruch werden sehr wohl auch außerhalb des zweiten Wiener Bezirks gebraucht, sie sind Teil der lokalen Umgangssprache geworden. „Jüdisches“, insbesondere jüdischer Kitsch, der in fast allen New Yorker Stadtteilen aus Schaufenstern quillt, ist in den meisten Straßen Wiens kaum anzutreffen. In New York ist es einfach da, das „Jüdische“, spätestens nach dem übernächsten Eck bzw. zwei Blocks weiter.



Eine weitere Kostprobe: Zwei Yidine mit tief ins Gesicht gezogenen Haubeln angetan und in dicke Schals eingewickelt, sitzen im lokalen Bus direkt unterhalb der kalt hineinblasenden Klimaanlage und unterhalten sich frierend offensichtlich über den Schwiegersohn der einen. Unterhalten? Nein, sie drängen ihre Meinungen allen Busmitreisenden lautstark auf. Beide haben eher umfangreiche Taschen vor sich am Schoß stehen, die sie ununterbrochen auf- und zumachen. Klick, klick.

A: „*What can I say? He simply is a klutz!*“
B: „*A klutz, you say? All he needs, is a hearty kick in his tukhes!*“

A: „Did you see her? She was proudly showing off her pupik!“

B: „Her toches was'nt bad either.“

Genauso gut könnten die beiden auch über eine Schwiegertochter schimpfen:

A: „At home she only has gehakte tsuris.“

B: „What d'ya want? She always was a JAP.“

JAP ist das Akronym für Jewish American Princess, nämlich für eine junge Jüdin, die prinzipiell Essen am Teller übriglässt bzw. auf diesem mit einem gelangweilten Gesicht lieblos herumkratzt. Oder gebrauchte Teller nie in die Küche trägt, weil am nächsten Tag ohnedies die „shwoaze“ zum Aufräumen kommt.“

„I don't like that place, it's too fancy-shmantzy and the owner, by the way, is a real nazi-shmatzy.“

Fancy-shmantzy, ein Lieblingswort der New Yorker, bezeichnet Orte, an denen sich bloß upper classniks treffen. Nazi-shmatzy wird – ohne über das Wort nachzudenken – für alles rechts von der (politischen) Mitte verwendet. Angesprochen wurde vermutlich ein kleines Restaurant mit einem „rough neck“ (Grobian) als Besitzer, in das die Gesprächspartner ohnedies nicht gehen würden, da es garantiert für sie zu teuer ist. Fancy-shmantzy trifft auch auf Gegenstände zu, die hierzulande unter „schicki-micki“ einzuordnen sind.

Szenenwechsel. Gespräch zwischen zwei, durchaus kultivierten, etwas besser angezogenen Damen über eine lokale Berühmtheit. Beide tragen weiße New Balance Tennisschuhe zu ihren schwarzen Abendhosen aus makellosem Stoff. Sie sitzen in einem Bus auf der Upper East Side.

A: „What d'ya think of her?“

B: „Nothing, I believe, there is too much geseires about her.“



Abfällige Äußerungen mitzuhören, ist nicht gerade selten: „Just look at his ponim“, womit offensichtlich bereits alles erklärt ist. Oder in der Form einer neuzeitlichen Sprachschöpfung: „He is a mega-goi“ (genderisiert mit shikse zu lesen). Oder: „He is a shmok“. Sogar ein bisschen Rassistisches schwingt mitunter mit: „What? A shwoaza?“ Sich abfällig über einen nicht Anwesenden zu äußern, ist bekanntlich keine nationale oder ethnische Eigenheit, insbesondere, wenn es sich um eine ausgesprochene Bisgurr'n (She? What a yente!) handelt. Abfälligkeit oder Mitgefühl würde man dem Satz „he is (nebbich) a (poor) pisher“, entnehmen können, je nachdem, ob „poor“ hinzugefügt ist oder nicht. Der Zusatz nebbich agiert in diesem Zusammenhang wie eine Schutzmantelmadonna. Natürlich kann alles durch Hinzuziehung eines f-Wortes in Partizipform wesentlich schärfer gesagt werden: „he is a f..... shmok“.

Ärgerliches wird des Öfteren auch mit „farstonken“ charakterisiert. Farstonken kann für fast alles verwendet werden: Wörtlich für ein Lokal, einen Ort oder im übertragenen Sinn für einen beliebigen Ge-

genstand, wie zum Beispiel für einen leicht verblühten Blumenstrauß (ältliche Blumen zu schenken, hilft Geld zu sparen). Farstonkene flowers (bluomen), chemisch blau oder lila gefärbt und so zum Weiterleben verdammt, gibt es fast überall zu kaufen. Die ganze Lebenssituation kann farstonken sein. Zum Beispiel in einer weinerlichen Zwischenstation von „being shiker“: „My whole life is farstonken.“

Worte wie kosher, manchmal, aber eher selten auch treyf, in absolut unpassenden Zusammenhang gesetzt, gehören nicht nur zur gesprochenen, sondern auch zur geschriebenen Umgangssprache. Kosher ist ein wichtiges Wort in der Geschäftswelt. „He definitely is a kosher fellow“ bezeichnet einen verlässlichen Geschäftspartner. Ein Satz wie „The whole affair is not kosher“ könnte sinngemäß auch in Wien verwendet werden. Im geschäftlichen, wie auch im politischen Sinn.

Natürlich gibt es kaum einen Supermarkt, in dem nicht mit kosher bezeichnete Dosen oder Schachteln zumindest in den Regalen mit „ethnischen“ Lebensmitteln zu finden sind. Das amerikanische Selbstlob „American as apple pie“ sollte eigentlich der Realität angepasst eher „American as a bagel“ lauten. „A bagel with cream cheese“ bekommt man schließlich fast überall zu jeder Tageszeit serviert. Dazu muss man nicht unbedingt in ein deli gehen. Außer man möchte statt dem bagel eher ein pastrami sandwich oder eine mazoh ball soup haben. Oder man möchte bloß etwas „to nosh“ konsumieren. Im deli trifft man üblicherweise besonders unfreundliche Kellner an, mit denen es sich vorzüglich streiten lässt.

„Hej, what shall I do with all that shmutz?“ Das Wort shmutz ersetzt viel-

„I don't like that place, it's too fancy-shmantzy and the owner, by the way, is a real nazi-shmatzy.“

fach das weitaus kräftigere englische Wort *shit* und gehört somit zur Alltagssprache. Ein englisches Pendant zu *shmutznik* gibt es dagegen nicht. Die Nachsilbe „*nik*“ ist übrigens für alles Mögliche sehr nützlich: um den Wohnungsnachbarn, den *nextdoornik* oder den unter bzw. oberhalb Wohnenden, den *downstairnik* bzw. *upstairnik*, zu bezeichnen. „I talked to our *nextdoornik*. He also thinks that one of our *doormen*, the Irish guy, is a *nudnik*.“

Worte wie *mazl*, *shlimazl*, *meshuge* bzw. *meshugene* (*meshugene fish* sind fliegende Fische) gehören der New Yorker Umgangssprache genauso an, wie das Wort *spizl*. Das Chrysler Gebäude hat ein *spizl*, wie sonst sollte man den spitzen Aufsatz am Dach dort bezeichnen. Den Redefluss eines (einer) einschlägigen Gesprächspartners (Gesprächspartnerin) stoppt man am besten mit „*don't tell me bobemaysn*“ oder „*don't give me a droshe*“. Das verstehen zwar nicht alle, aber doch sehr viele.

Ein bisschen ordinär wird es, wenn es sich um Sexbezogenes handelt, auch, weil *shmuk* (*Penis*) sich akustisch nicht sehr von *shmok* unterscheidet. *Shvants* ist ein Schimpfwort, mit dem man einen miesen Charakter bezeichnet. „He is such a *shvants*“ zu sagen, setzt ehrliche Entrüstung voraus. Aber nicht alles muss *farshtopt* sein („*the whole thing is totally farshtopt*“), auch wenn es gelegentlich den Anschein hat. Dortn, das weibliche Geschlechtsorgan ist sprachlich zu harmlos, um Eingang in die Umgangssprache gefunden zu haben. Da bietet sich eher das englische Pendant an, das man eventuell mit einem „*fapisht*“ steigern kann.

Das Wort *chuzpe* wird in New York zumindest so oft verwendet wie in



der Wiener Umgangssprache. Auch personifiziert als *chuzpenik*, nämlich für eine Person, die sich durch eine *chuzpe* entsprechend qualifiziert hat. Es gibt eine lästige, eine ärgerliche, eine unverschämte, eine liebenswerte, eine intelligente *Chuzpe*, und zwischen all diesen Nuancen bewegt sich der Gebrauch dieses Wortes. Steigerungsstufen in der Form von *mega-chuzpe* oder gar *giga-chuzpe* sind möglich. Einen simplen Satz wie „I never saw such a *chuzpe*“ zu interpretieren, ist fast unmöglich, ohne die dazu gehörende Geschichte zu kennen. Es kann echte Empörung mit diesem Satz verbunden sein. Oder Bewunderung. Er kann aber – wie Schollem Alejchems berühmtes „damit ich nicht vergesse, Ihnen zu erzählen“ – bloß als Auftakt zu einer langwierigen, vielfach verzweigten Geschichte dienen, der man sich am besten durch Flucht entzieht.

Und *Kvetch* und *Kvell*? Bei den Verben „*to kvetch*“ und „*to kvell*“ ist man vermutlich beim onomatopoeischen (lautmalerischen) Rückgrat der New Yorker Umgangssprache angelangt. *Kvetch* verlangt, genauso wie *Kvell*, nach einer fast gesungenen Aussprache, die vielleicht dem historischen Erbe erster Einwanderergenerationen entlehnt ist, einer Generation, die nicht nur mit dem verhängnisvollen, alles veratende „*th*“ kämpfte, sondern sich auch durch eine entsprechende Intonation im Englischen auszeichnete. *Kvetch* bedeutet nicht bloß sich hinein quetschen, sondern stellt einen Seinszustand von Gehetztheit an sich dar. Und *kvell* kann mit allem verbunden sein, das Wohlgefühl erweckt, sozusagen vom Herumlungern am Sofa, Suhlen in der Badewanne, bis zum Schmatzen und Schlürfen im diner. *Kvetch* und *Kvell* sind das New Yorker Ying und Yang.

Wir wünschen Ihnen einen schönen und erholsamen Sommer und freuen uns auf ein Wiedersehen im Herbst!

Vorschau auf die Saison 2012/2013:

DER GOTT DES GEMETZELS

Komödie von Yasmina Reza

mit Oliver Baier, Alexandra Krismer, Angelica Ladurner, Reinhardt Winter

Regie: Werner Schneyder

ab 17. Oktober

LOTTI UND LILYA

Komödie von Kathrin Ammon

mit Julia Gschnitzer und Elfriede Irrall

Regie: Mathias Lefèvre

ab 7. November

BETROGEN

von Harold Pinter

mit Nicole Beutler, Joseph Lorenz, Nicolaus Hagg

Regie: Werner Schneyder

ab 16. Jänner

... und eine Vielfalt an Kabarett und Kleinkunst!

Foto: Lattenberger

Tickets: 512 42 00
www.stadttheater.org

Kandinskys Bedrängnis

VON ERWIN JAVOR

Juden haben ein gutes Gedächtnis. Bis heute haben wir nicht vergessen, dermannen wir (erinnern wir uns), was Eva, diese Schlampe, Adam angetan hat. Ja, die Christen auch nicht, aber wir waren die Ersten. Alljährlich müssen wir acht Tage lang ungesäuerte und somit unverdauliche Mazzes essen, nur weil wir nicht vergessen können, dass wir es vor über zweitausend Jahren eilig gehabt haben, Ägypten zu verlassen, um das Rote Meer zu teilen. Und wir werden es den Griechen nie verzeihen, dass sie unseren Tempel entweiht haben, auch dessen gedenken wir jedes Jahr pinkt (noch dazu genau) zu Weihnachten. Wir merken uns alles.

Davon kann der alte Dr. Kandinsky aus Warochta ein Lied singen. Vor langer Zeit hatte er das Shtetl verlassen, war in die Welt gezogen, hatte studiert und war ein berühmter Arzt in Warschau geworden. Ganz Warochta war stolz auf ihn. Einer von ihnen, den sie noch als Jeschiwe bocher (Talmudstudent) durchgefüttert hatten, war jetzt weltberühmt! Als Dr. Kandinsky dann nach vielen Jahren zurück ins Shtetl kam, um seine Familie und seine Freunde zu besuchen, war ganz Warochta in heller Aufregung. Der Gemeindesaal wurde neu ausgemalt, geputzt und geschmückt, damit er seine neuesten medizinischen Erkenntnisse in einfachen Worten ganz exklusiv den staunenden Bewohnern von Warochta nahebringen konnte. Der Ap-

plaus brandete ihm entgegen, als er auf das Podium stieg. Minutenlang. Gerührt bedankte sich der Heimkehrer und als der Applaus langsam abebbte, zog er sein Manuskript hervor und begann mit seinem Vortrag. Doch oj! Plötzlich fegte ein Windstoß durch die geöffneten Fenster des Saals, durch die die weniger Privilegierten, die keine Sitzplätze mehr bekommen hatten, Kandinskys Worten lauschen wollten. Die Blätter segelten zu Boden und Kandinsky bückte sich, um sie aufzuheben. War es das Scholet (traditionelles Bohnengericht) vom Vortag, war es die Aufregung, oder einfach die Strapaze der Reise, man weiß es nicht. Jedenfalls entwischte Dr. Kandinsky ein sehr lautes, unüberhörbares – doch bitte völlig natürliches! – Körpergeräusch. Man konnte eine Stecknadel fallen hören. Es soll nicht als respektlos gelten, aber die Menge war dankbar, dass die Fenster, alle Fenster, ganz weit geöffnet waren. Kandinsky versank vor Scham fast in den Erdboden. Seine Rede fiel deutlich kürzer aus, als ursprünglich geplant. Während er sprach, schaute er kein einziges Mal ins Publikum und verschwand dann sofort durch den Hintereingang.

Viele Jahre später erkrankte Kandinskys Vater schwer und er sah es als unumgänglich an, wieder nach Warochta zu reisen. Diesmal plante er aber, wie er hoffte unerkannt, in

SCHOLET IN
WAROCHTA



einem kleinen Gasthof im Nachbarort Jeremtscha zu übernachten. Bei seiner Ankunft kam er zunächst einmal mit dem Wirt ins freundliche Gespräch, der ihn danach fragte, wer er denn sei und was er hier in dieser Gegend zu tun hätte. „Mein Vater ist krank“, erklärte Kandinsky, „und ich besuche ihn.“ – „Und warum wohnst du dann hier und nicht bei deiner Familie?“, wunderte sich der Wirt. Kandinsky schluckte verlegen und gab dann zu, dass er vor vielen Jahren in Warochta eine peinliche Situation erlebt hätte und er es daher vorziehen würde, inkognito zu bleiben. Der Wirt beruhigte ihn: „Was immer damals passiert ist, die Leute haben das sicher schon längst vergessen und auch nicht so ernst genommen wie Sie! Machen Sie sich keinen Kopf!“ Kandinsky wurde nachdenklich und musste, rein logisch betrachtet, dem Wirt Recht geben. „Wann hat sich das überhaupt abgespielt, vor wie vielen Jahren?“ – „Ich weiß es nicht mehr genau“, meinte Kandinsky, „aber zehn, fünfzehn Jahre wird es schon her sein.“ Der Wirt nickte kurz verständnisvoll mit dem Kopf und fragte nach: „Is dus gewejn far dem Kandinsky-Farts oder danuch?“ (War das vor dem Kandinsky-Furz oder nachher?)

* Mammeloschn (Jiddisch): Mutterwitz; Muttersprache. Aus dem Hebräischen Loschn: Zunge, Sprache.

Suchbild auf Jiddisch ...

Diesmal: die unglaublichen Gabor Sisters, die Religionen ebenso schnell wie ihre Ehemänner wechselten. Als Gustostückerl ein Kinderfoto der drei Grazien, das nicht als Abschreckungsmittel gegen kosmetische Eingriffe dienen kann.

VON MICHAELA SPIEGEL



- AUFLÖSUNG:
1. COLLIER
 2. DER DUMME FINGER
 3. BIG HAIR
 4. AUGEN AUF
 5. DAS BREITESTE LÄCHELN VON LA
 6. DIE BÖSE BRAUE UNGEZUPFT
 7. BLÜTEN-DECOLLTÉ



FOTO: PETER RIGAUD

1001 Nacht

VON ERWIN JAVOR

Im Orient haben Märchenerzähler Tradition. „Erzähle uns von diesen Geschehnissen und schmücke unsere Ohren ...!“ Journalisten hingegen sammeln „möglichst vielfältige Informationen, die ein Thema aus unterschiedlichen und widerstreitenden Blickwinkeln beleuchten, um so eine ausgewogene Berichterstattung zu ermöglichen“, so zumindest definiert es Wikipedia. Und was ist Karim El-Gawhary, unser preisgekrönter, präsentester Informant über den Arabischen Frühling? Ein Journalist? Oder doch eher ein Märchenonkel? Hier einige Hinweise, entweder aus El-Gawharys „Tagebuch der arabischen Revolution“ oder aus Originalinterviews gewonnen, die zu seiner Einordnung dienen können. Besonders beliebte Informanten kommen bei El-Gawhary aus der Verwandtschaft. Als er gehört hatte, dass sogar seine 75-jährige ägyptische Tante auf den Tahrir-Platz ziehen würde, dachte er sich: „Nun ist es um Mubarak geschehen.“ Sein Vater bekommt den Status einer „wichtigen Quelle“, die ihm vom Tahrir-Platz „regelmäßig berichtet“ hat. Ansonsten tauchen in seinen Reportagen vorwiegend Akademiker auf, aber keine Analphabeten und Bildungsferne, die Ägyptens Bevölkerung ja nicht unwesentlich prägen. Ein christlich-koptischer Intellektueller sicherte El-Gawharys Prognosen einer neuen, besseren Welt ab: „Früher wollten meine Kinder auswandern, jetzt haben sie als Christen erstmals das Gefühl dazuzugehören,

das hat die Revolution erreicht!“ Ein paar Monate später meinte allerdings das Kairoer Büro der „Federation of Human Rights“, dass bereits 93.000 Kopten das Land verlassen hätten. Tendenz stark steigend. Irgendwann interviewte El-Gawhary auch einen Muslimbruder. Nachdem der gesehen hatte, was sich am Tahrir-Platz tat, glaubt er, dass Frauen alles könnten. War ja wirklich berührend, wie Studentinnen über Facebook „mit im Wind wehenden Haaren“ Essen für die Demonstranten organisierten und andere Frauen meinten, sie seien jetzt „respektiert“ und „befreit“. Der drastische Antisemitismus im späteren ägyptischen Wahlkampf war El-Gawhary keine Erwähnung wert. Aber er sieht es als eine Segnung der ägyptischen Revolution, dass Israel keinen Deal mehr mit arabischen Diktatoren machen könne, sondern in Zukunft die arabische öffentliche Meinung überzeugen müsste. El-Gawhary räumte zwar ein, dass keiner wüsste, was kommen wird, verkündet aber trotzdem, die neue arabische Welt wäre jetzt wesentlich pluralistischer und komplexer, was gegen eine islamistische Machtübernahme spräche. Klares Schwarz und Weiß, kein lästiges Grau. Die böse Stiefmutter (Mubarak) muss in glühenden Pantoffeln tanzen und der Prinz (die junge, gebildete, demokratische Facebook-Generation) rettet die Prinzessin (Ägypten), dieses ach so schöne Märchen vermittelte er mit viel Gefühl. Die Leute auf der Straße waren „Helden“ und die Freu-

dentränen flossen: „Ich stand auf der Straße mit Tränen in den Augen ... das ist der schönste Tag in meinem Leben“. Der Realitätstest entscheidet letztlich, ob wir einen Journalisten vor uns haben oder einen Märchenonkel, der die verständliche Sehnsucht nach Happy Ends befriedigt. Wer auf El-Gawhary hörte, glaubte ihm auch, dass die Islamisten nur mehr eine Randerscheinung wären. Aber sie gewannen bei den Parlamentswahlen 75 Prozent der Stimmen. Von den „befreiten“ Frauen fanden sich in der neuen Volksvertretung, nachdem die unter Mubarak eingeführte 12-Prozent-Frauenquote gestrichen worden war, nur noch zehn unter den insgesamt 508 Abgeordneten. Die Kandidaten für die Stichwahl für das Präsidentenamt waren Mubaraks letzter Ministerpräsident Ahmed Shafik, dem El-Gawhary überhaupt keine Chancen gegeben hatte, und Mohammed Mursi von der Muslimbruderschaft. Letzterer hatte schon beim Wählerstimmenfang angekündigt, dass Frauen ebenso wie die koptische Minderheit von wichtigen politischen Positionen fernzuhalten seien. Israelis definierte er als „Killer und Vampire“. Es kam, wie es kommen musste und jeder sachlich und unvoreingenommen analysierende Journalist hätte es wissen können. Von Demokratie und neuer Ordnung keine Rede, das reale Programm ist Chaos. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.



FOTO: PETER RIGAUD

Das „I“-Wort

VON MARTIN ENGELBERG

Was bewegte den österreichischen Verteidigungsminister Darabos, den israelischen Außenminister als „unerträglich“ zu bezeichnen und die ziemlich schräge Behauptung aufzustellen, Israel würde die Pläne Irans dramatisieren, um von seinen innenpolitischen Problemen abzulenken? Nach zahlreichen Gesprächen mit Politikern der Sozialdemokratie zu urteilen, machte Darabos diese Aussagen ohne jegliche Absprache in der SPÖ. Diese Aussage fiel also mit Sicherheit nicht im Rahmen einer neuen Strategie der Bundesregierung oder auch nur der SPÖ.

Einige Stimmen in Österreich vermuteten, dass sich Darabos mit diesen Aussagen – er äußerte sich ja auch zur US-Raketenabwehr in Europa usw. – als Außenpolitiker in der SPÖ profilieren wollte, zumal auf diesem Gebiet die Personalreserve ohnehin nicht besonders groß ist. Dazu waren seine Aussagen jedoch viel zu emotional, sodass er sich als möglicher zukünftiger Außenminister damit eher disqualifizierte.

Noch komplizierter wird die Sache angesichts der Tatsache, dass sich Darabos bisher immer als überzeugter Antifaschist hervortat und gegen jede Form von Antisemitismus und Rassismus auftrat sowie zahlreiche Projekte zur Aufarbeitung der Nazizeit in Österreich unterstützte.

Woher, fragt man sich, kommt dann diese Emotionalität, diese Un-

ausgewogenheit, diese besonders harsche Kritik gegenüber Israel aus dem Mund eines Politikers, von dem bisher niemandem ein Wort des Unmuts, geschweige denn Verurteilung, gegenüber den schweren staatlichen Verbrechen, dem tausendfachen Morden in Syrien, dem Iran oder Nordkorea gehört hat?

Norbert Darabos deshalb einfach als modernen Antisemiten zu bezeichnen oder ihm vorzuwerfen, er hätte ein Problem mit den lebenden Juden, wie dies von jüdischer Seite im In- und Ausland geschah, ist Unfug, ist unangemessen und undifferenziert. Vielmehr scheint bei Darabos ein Phänomen beobachtbar, das bei dogmatischen, ideologischen Politikern oft beschrieben wird. Es wird Spaltung genannt. Solche Politiker neigen dazu alles und alle in ein Freund-Feind-Schema einzuordnen, bei dem alles entweder schwarz oder weiß ist.

In diesem Fall heißt das: hier die Juden, die das volle Mitgefühl für das erlittene Leid der Schoah verdienen, der Kampf für die Aufarbeitung der Naziverbrechen und das Auftreten gegen jede Form von Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeit und Rassismus. Doch solche hehren Gefühle und Engagements sind nie ohne Ambivalenz. Was tun mit den eigenen Ressentiments, negativen Gefühlen wie Hass und Neid und dergleichen mehr? Diese haben in der Beschäftigung mit Juden, der

Nazizeit und dem heutigen Kampf gegen die Rechte keinen Platz.

Eine Verurteilung der Massenmorde in Syrien oder von Folter und Missachtung der grundlegenden Menschenrechte im Iran bietet für diese abgespaltenen Gefühle keine Erleichterung. Hier hilft nur eines: Israel, israelischen Politikern vom Schlage eines Lieberman können alle diese negativen Gefühle zugeschrieben werden, die hier in Europa gegenüber den hier lebenden Juden und Überlebenden der Schoah nicht ins Spiel kommen dürfen.

Israel ist als das „I“-Wort für so manchen Politiker hier in Europa zu einem roten Tuch geworden. Einmal mit dem „I“-Wort angesprochen brennen die Sicherungen durch, geht jede ministerielle Etikette, jede Haltung verloren. Dementsprechend groß ist dann das Befremden auf beiden Seiten, innerhalb der jüdischen Gemeinde und bei Norbert Darabos, nachdem man sich über viele Jahre als Freunde und Kämpfer für die gemeinsame Sache wähnte. Die Irritation und das Unverständnis sind auf beiden Seiten so groß, dass es bis jetzt, über mehrere Wochen, nicht einmal zu einem klärenden Gespräch zwischen Darabos und Vertretern der jüdischen Gemeinschaft kam, um die zunehmende Vergrößerung des Schadens hintanzuhalten. Hier wäre von beiden Seiten mehr Klugheit und Besonnenheit gefordert.

XING

EIN KULTURMAGAZIN

**# 22 VORSCHAU: WEM WIR VERTRAUEN ...
(AB AUGUST ERHÄTLICH)**

**# 20 WAS UNS BEVORSTEHT.
ERSCHEINUNGEN VON NORMALITÄT.**

**# 19 NEUNZEHNMAL KLÜGER ALS DAMALS.
SCHÖN WIE IMMER.**

HEISSE WÜRSTEL

Bliemegger

erhältlich bei:

Buchhandlung König (Museumsquartier, Wien 1)

Buchhandlung Morawa (Wollzeile, Wien 1)

Buchhandlung Hartlieb (Währinger Straße, Wien 18)

Buchhandlung Alex (Hauptplatz, Linz)

u.a.m.

sowie auf

www.xing-magazin.at



Zu: **IKG-Wahlen in besonderen Zeiten**
von Peter Menasse

Sehr geehrter Herr Menasse

In Ihrem NU-Leitartikel schreiben Sie gleich zu Beginn, Ariel Muzicant hätte „mit der Mehrheit, bestehend aus seiner Fraktion und koalierenden Gruppen, Ossi Deutsch zu seinem interimistischen Nachfolger wählen lassen.“

Welch sonderbare Formulierung; so kurz und dennoch gleich mehrfach irreführend:

- Muzicant hat „wählen lassen“? Sie stellen ihn sich in Ihrer Fantasie wohl als Tausendsassa vor, der auch nach seinem Rücktritt noch die Strippen zieht, während Deutsch als dessen Marionette fungiert? Wie töricht!
- Deutsch ist keineswegs „interimistisch“ Präsident – eine solche Funktion gibt es in der IKG gar nicht –, sondern schlichtweg Präsident. Wenn Sie schon unbedingt ein Adjektiv benötigen, dann nehmen Sie meinerwegen „amtierend“ (wie auf NU-Seite 15 geschehen).
- Man könnte aus Ihrem Text „Mehrheit, bestehend aus seiner Fraktion und koalierenden Gruppen“ den Eindruck gewinnen, Deutschs Wahl wäre 14:10 oder so ähnlich ausgefallen. Tatsächlich – und das wissen Sie natürlich so gut wie ich – erfolgte seine Wahl quasi einstimmig.

Nun würde mich das alles nicht weiter stören; immerhin ist Wahlkampf, und da gehört ein gewisses Quantum Polemik schon dazu. Allerdings sind Sie es selbst, der ein paar Zeilen weiter unten behauptet, NU würde über die Wahlen „ausgewogen“ und „neutral“ berichten.

Ich kann jetzt nur staunen, wie schnell Sie Ihr eigenes Postulat entsorgt haben.

Chag Sameach,
Ronny Böhmer

Zu: **Leserbrief von Lotte Meczes-Schwenk**, erschienen in NU 47

Sehr geehrte Frau Meczes-Schwenk,

ich habe Ihren Leserbrief zum Interview von Martin Engelberg mit Diethard Leopold und Alfred Noll („Ein Weg aus der Versteinierung“) – erschienen in NU Nr. 47 – gelesen und war sagen wir einmal irritiert über Ihre Überlegungen bezüglich des Vornamens von Diethard Leopold. Sie schreiben, dass Sie denken, dass „ein Mensch, der seinen Sohn so (Anm. Diethard) benannt hat, einen sehr guten Draht zu der Nazi-Ideologie hatte“. Nun ist mir leider schmerzhaft bewusst, dass das „Leopold-Bashing“ nach wie vor in beachtlichem Ausmaß verbreitet ist. Gerade deshalb aber möchte ich Ihnen versichern: Die Familie Leopold hat mit Nazi-Ideologien nichts, aber auch gar nichts am Hut. Zugegeben: Prof. Leopold hat in der Vergangenheit einige Aussagen getätigt, die man wohl als „unglücklich“ bezeichnen muss und die vielleicht aus der Sicht einiger – irrtümlicherweise – eine solche Nähe vermuten lassen. Da ich aber die Möglichkeit hatte an der Seite von Prof. Leopold mehrere Jahre arbeiten zu dürfen, kann ich Ihnen sagen: Jene Aussagen sind aus der Emotion heraus entstanden und weil man Prof. Leopold massiv angegriffen hatte. Aber ansonsten konnte ich in Rudolf Leopolds Wirken nie irgendwelche Sympathien für „Nazi-Ideologien“ erkennen, ganz im Gegenteil. Diese Vermutung Ihrerseits ist wirklich unangebracht und höchst unfair. Ich habe mir erlaubt, Frau Dr. Elisabeth Leopold bezüglich der Namensgebung Ihrer Kinder zu fragen. Der Musiker Prof. Rudolf Leopold („Junior“) trägt den Namen seines Vaters. Diesen Namen, der wirklich gut zum Nachnamen Leopold passt, haben Habsburger ebenso getragen wie Filmschauspieler bis hin zum Rentier in einem Klassiker unter den amerikanischen Weihnachtsliedern, wenn ich mir diese ironische Anmerkung erlauben darf. Der Psychologe, Psychotherapeut, Kyudo-Lehrer, Kurator und Autor Dr. Diethard Leopold sollte eigentlich den Namen Günther erhalten, das ist der Name des Bruders von Prof. Rudolf Leopold, aber Letzterer wollte eventuell selbst einmal einem Sohn diesen Namen geben und so hat man im Kalender der Namenstage den Namen Diethard ausgewählt, Name u. a. eines Bischofs von Hildesheim (928 bis 954). Und die in Berlin lebende Künstlerin Gerda trägt einen altisländischen Namen, wie auch zum Beispiel die Fotografin Gerda Taro oder die Journalistin Gerda Szepansky. Gerda war noch bis in die 70er-Jahre hinein einfach ein beliebter Vorname für Mädchen. Eine 1968 geborene Schulkollegin von mir heißt Gerda und Ihr jüngst verstorbener Vater Hans Meissner hat ein interessantes Buch über „Die Juden von Baden und ihr Friedhof“ geschrieben. Klingt nicht gerade nach Nazi-Ideologie. Und bitte daran denken, alle Kinder von Rudolf Leopold wurden

nach 1945 geboren: 1954 (Rudolf), 1956 (Diethard), 1959 (Gerda). Frau Dr. Leopold selbst trägt den schönen jüdischen Namen Elisabeth. Also bitte, bei allem Respekt für Ihr Schicksal und eingedenk der furchtbaren Jahre der Naziherrschaft und der Fehler, die auch nach dem Krieg im Umgang mit der Vergangenheit gemacht wurden, künftig bitte weniger vermuten, sondern einfach den Sachen auf den Grund gehen und am besten das direkte Gespräch mit den „Verdächtig(ten)“ suchen.

Beste Grüße,
Klaus Pokorny
Presse / Public Relations
Leopold Museum-Privatstiftung

Zu: **„Verlorene Menschen“: Jüdische Blinde unter dem NS-Regime**
von Steffen Arora
(NU 45)

Dear Sirs
looking on internet I found an article of Barbara Hoffmann regarding blind Jews. I am the daughter of Edith Zeckenforf and of course Oskar Zeckendorf is my grandfather.
If you want I can give you some more informations of the family.

Best regards
Susanna Schoenfeld

ERRATUM

WER WIRD GEWÄHLT?

Bei der Aufzählung des 24-köpfigen Kultusrates ist uns leider ein Fehler unterlaufen. Wir haben den Block religiöser Juden vergessen. Wir bedauern!

- Atid (10)
- Liste Sefardim-Bucharischer Juden (5)
- Bund Sozialdemokratischer Juden (2)
- Khal Israel (2)
- Gesher (2) – tritt nicht mehr an
- Misrachi (1)
- Liste Georgischer Juden (1)
- Block religiöser Juden (1)

UNSERE AUTORINNEN



Ruth Eisenreich

geb. 1987, hat Vergleichende Literaturwissenschaft und Theater-, Film- und Medienwissenschaft in Wien und Maynooth (Irland) studiert. Sie ist Journalistin bei der Wiener Stadtzeitung „Falter“.



Martin Engelberg

Der NU-Mitherausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist im Schnittbereich Politik/Psychoanalyse und Wirtschaft/Psychoanalyse tätig.



Johannes Gerloff

hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem. Er arbeitet als Nahostkorrespondent des Christlichen Medienverbundes KEP.



Erwin Javor

Der NU-Herausgeber und ständige Kolumnist ist Unternehmer. Seine Firma Frankstahl ist das führende österreichische Stahlhandelsunternehmen.



Florian Markl

hat in Wien Politikwissenschaft, Geschichte und Philosophie studiert und war Historiker beim Allgemeinen Entschädigungsfonds für Opfer des Nationalsozialismus. Er arbeitet an seiner Dissertation über den öffentlichen Diskurs über palästinensischen Terrorismus in Österreich.



Peter Menasse

Der NU-Chefredakteur war Handelskaufmann und Kolumnist in der Stadtzeitung „Falter“. Er ist derzeit selbstständiger PR-Fachmann, Kommunikations- und Organisationsberater in Wien.



Helene Maimann

Die Historikerin, Autorin und Filmemacherin unterrichtete und forschte in den Achtzigerjahren an den Universitäten Wien, Salzburg und Linz und arbeitet seit 1991 als Redakteurin des ORF.



Fritz Neumann

ist Sportressortleiter der Tageszeitung „Der Standard“ und Buchautor. Derzeit ist er mit seinem Sohn Florian in Karenz.



David Rennert

geboren 1984, absolviert derzeit ein Masterstudium der Politikwissenschaft an der Universität Wien und arbeitet als Buchhändler und freier Journalist.



Axel Reiserer

berichtet seit 2002 aus London über Politik, Wirtschaft und das Leben in Großbritannien und Irland. Wenn er nicht gerade Artikel schreibt, sitzt er im Pub und drückt beim Fußball die Daumen für Arsenal London.



Ute Rossbacher

ist Chefin vom Dienst beim Online-Magazin relevant.at. Seit 2010 lebt die Journalistin, die in Graz Philosophie und Soziologie studiert hat (Mag. phil), in Wien. Verfasst auch Drehbücher („Drachen“, ORFIII-Reihe „kurze geschichte/n“) und Kolumnen.



Thomas Schmidinger

ist Lektor am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien, Generalsekretär der Österreichischen Gesellschaft zur Förderung der Kurdologie und derzeit Research Fellow an der Universität von Prishtina (Kosovo).



Danielle Spera

Das NU-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik- und Politikwissenschaft (Dr. phil.), u. a. Autorin des Buches „Hermann Nitsch – Leben und Arbeit“.



Michaela Spiegel

Die NU-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



Petra Stuibler

Die studierte Theaterwissenschaftlerin ist „Chronik“-Ressortleiterin der Tageszeitung „Der Standard“ und Buchautorin.



Barbara Tóth

Die Chefin vom Dienst beim NU ist Redakteurin des „Falter“, Buchautorin und promovierte Historikerin. Derzeit schreibt sie von zu Hause aus und hütet ihren zweiten Sohn Joschka.



FOTO ©: PETER RICAUD

Darabos, Deutsch und Dolmereien



FOTO ©: PETER RICAUD

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Menasse: Erwin, du hast es gut. Du hast mich als Mastermind.

Javor: Ich weiß schon, ich bin ausgeglichen, beliebt, hoch geachtet und wegen meiner Brillanz verehrt. Aber was bitte hat das mit dir zu tun?

Menasse: Du verdankst doch alles meinen Ezzes und PR-Aktionen. Sonst würden sie dich so kennen, wie ich dich kenne. Oj weh.

Javor: Wenn du meinst. Aber ich bin ja ein einfacher Fall, bescheiden, genügsam, zurückhaltend und gut aussehend. Kannst du auch schwierigen Fällen, wie den „Dolms der Woche“ des „Falter“ zu einem guten Image verhelfen?

Menasse: Jedem Dolm der Woche? Wir wollten uns doch aus dem Wahlkampf heraushalten.

Javor: Also gut. Dann gebe ich dir was Leichteres. Wie wäre es mit Darabos.

Menasse: Das ist ganz schwierig. Erstens ist er schuld daran, dass der verehrte Herr Interimspräsident zum Dolm wurde und zweitens war er ja selbst „Hero der Woche“ im Qualitätsmagazin „News“. Dem ist nicht zu helfen.

Javor: Du hast recht, der ist einmalig. Die israelische Regierung sollte ihn abwerben.

Menasse: Als Außenminister, statt dem Lieberman?

Javor: Nein, er soll nach seinem Können und seiner Ausbildung eingesetzt werden. Israelischer Verteidigungsminister wäre richtig. Seit Darabos in Österreich sein hohes Amt übernommen hat, gab es keinen einzigen Krieg mehr gegen unser Land.

Menasse: Warum sollen sich aber die Feinde Israels vor ihm fürchten?

Javor: Es ist der Zweitschlag. Stell dir vor, er gibt eines seiner gnadenlosen Interviews zum Kriegsgeschehen.

Menasse: Du bist strenger als der Ossi Deutsch. Der hat nur gesagt, der Darabos mag keine lebenden Juden.

Javor: Bei der Bemerkung habe ich mir gedacht, kein Wunder, dass er keine noch lebenden Juden mag. Er kennt ja dich.

Menasse: Wegen dir werde ich mich nicht entleiben.

Javor: Also wenn schon so viele die toten Juden nicht mögen und noch weniger die lebendigen, wirklich beliebt sind die neuen Juden.

Menasse: Meinst du den Strache?

Javor: Auch, aber jetzt denke ich gerade an den Präsidenten, den die neuen Juden haben, an den Martin Graf.

Menasse: Der ist allerdings nur dritter Präsident. Das kann sich nicht vergleichen mit dem ersten Präsidenten von den alten Juden.

Javor: Alte Juden, neue Juden, tote Juden, lebendige Juden – der Sinowatz hatte schon recht: Das ist alles sehr kompliziert.

Menasse: Was für ein Jude war denn der Sinowatz, alt oder neu?

Javor: Weder noch, der war Burgenländer.

Menasse: Und was willst du jetzt mit dem Martin Graf?

Javor: Der wäre ein Fall für dich. Man führt gegen ihn, wie er ja selber immer sagt, eine hinterhältige Medienkampagne. Da muss dir was einfallen.

Menasse: Muss ich wirklich?

Javor: Er ist doch ein hochanständiger Mensch. Er bezieht in echt nordischer List

die rechten Recken immer in seine Aktivitäten ein und verhindert damit, dass sie stattdessen politisch tätig werden. Und was glaubst du, wie schwer sich solche Leute tun, das Geld zu zählen.

Menasse: Und die alte Frau mit der Stiftung?

Javor: Mehr als das Geld ist doch die herzliche Zuwendung wert, die ihr Graf und seine wackeren Kameraden zukommen haben lassen. Außerdem haben sie das Geld doch vermehrt.

Menasse: Wessen Geld?

Javor: Wozu habe ich dich studieren lassen? Kannst du nicht mich zum Hero der Woche machen? Das wäre eine Hilfe.

Menasse: Im News jederzeit. Im Falter wäre der Dolm naheliegender.

Javor: Also ich bin schon ein echter Hero: Ich ertrage dich und deine schlechten Witze seit vielen Jahren. Ich lache sogar dann höflich, wenn du meine guten Witze schlecht weitererzählst.

Menasse: Wenn du sie erzählst, lacht tatsächlich niemand. Die brauchen meine Veredelung. Mit deinen Pointen wirst du den Falter- und News-Lesern auch weiterhin unbekannt bleiben müssen. So gesehen haben die es echt gut.

Javor: Also jetzt ist es genug mit deinen Dolmereien. Wir zahlen.

Menasse: OK, aus welcher Stiftung nehmen wir das Geld?

Javor: Aber was Stiftung. Gehen wir einfach stiften.

* *dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.*



P.b.b. • Verlagspostamt 1030 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.400 Stück
Nächste Ausgabe: September 2012

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Esteplatz 6/5, 1030 Wien

KONTAKT

Tel.: +43 (0)1 531 77-826
Fax: +43 (0)1 531 77-927
Mob.: +43 (0)676 566 85 23 (Gesine Stern)
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG

BA-CA (BLZ 12000)
Kto.-Nr. 08573 923 300
IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300
BIC = BKAUATWW

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Martin Engelberg, Jacqueline Godany (Fotos), Erwin Javor, Richard Kienzl (Artdirector), Helene Maimann, Eva Menasse (Berlin), Peter Menasse (Chefredakteur), Rainer Nowak, Axel Reiserer, Peter Rigaud (Fotos), Petra Stuibler, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Thomas Szanto (Lektorat), Barbara Tóth (Chefin vom Dienst, stv. Chefredakteurin).

SATZ & LAYOUT

Wiener Zeitung GmbH, Wiedner Gürtel 10, 1040 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK

Leykam Druck GmbH&CoKG, Bickfordstraße 21, 7201 Neudörfel

OFFENLEGUNG GEMÄß MEDIENGESETZ

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1030 Wien, Esteplatz 6/5
Obmann: Erwin Javor, Schriftführerin: Danielle Spera, Kassier: Sabine Bauer.

Grundsätzliche Richtung:

NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:

A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es Dir?“)

B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)

A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)

B, abwehrend: „Nu!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)

A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn Du nicht darüber reden willst, lasse ich Dich in Ruhe.“)